№ 39. Berlin, den 24. September 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Cholera in Deutschland. — Die religiöse und ethische Bewegung. Von A. v. H. — **Literatur und Kunst:** Zola und der deutsch-französische Krieg. Von Theophil Zolling. — Robert Schumann als Liedercomponist. Von Benno Röttgers. — **Feuilleton:** Der Briefmarkensammler. Von Felix von Stenglin. — **Aus der Hauptstadt:** 80 Millionen gesucht!! Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Pudor's Gedichte. Von Heinrich Pudor. — Notizen. — Anzeigen.

Die Cholera in Deutschland.

Keine Sorge, es gibt hier kein Schauergemälde, von denen der Schreiber dieser Zeilen überhaupt ein abgesagter Feind ist, denn sie bringen nur unnöthig Angst und übertriebene Furcht in die Gesellschaft und die schaden, wie die Erfahrung lehrt, weit mehr als sie nützen. Aber es sind ja leider bei der diesjährigen Epidemie so viele Schäden an das Tageslicht getreten, daß es wohl nöthig sein dürfte, einmal auf sie ernstlich einzugehen.

Wir wissen es ja gut genug, daß in leitenden Kreisen Rußlands beim ersten Auftreten der Seuche die Meinung verbreitet war, es sei am besten, sie möglichst todt zu schweigen. Das war nun freilich falsch, denn nur wenn eine Gefahr ihrem vollen Umfange nach bekannt ist, ist es auch möglich, ihr mit allen Mitteln entgegen zu treten. Die Entrüstung in allen Kreisen Deutschlands, eines Landes, das ja mit Rußland in so mannigfaltigen Verbindungen steht und das seit Jahren die Hauptmasse der russischen Auswanderer nach Amerika befördert, war natürlich eine allgemeine. Die einzig richtige Antwort Deutschlands wäre nun die gewesen, ganz Rußland als verseucht zu betrachten und die umfassendsten Schutzmaßregeln gegen Einschleppung der Seuche anzuordnen. Freilich sah man auch in Rußland bald ein, daß es mit dem Verheimlichen nichts sei und theilte die richtigen Zahlen mit, soweit das denn mit den primitiven Einrichtungen im völlig ungerüsteten Rußland möglich war. Nach und nach ist es dort besser geworden und wenn Virchow nicht lauter Potemkin'sche Dörfer gesehen hat, was doch nicht anzunehmen ist, ist es jetzt doch einigermaßen gut. Die Stätten des größten Elend wird man übrigens Herrn Virchow nicht gezeigt haben.

Aber wir haben ja gar keinen Grund mehr mit Rußland zu rechten. Die zweite Stadt in Deutschland hat es in keiner Weise besser gemacht als Rußland. Preußen bewachte seine Grenzen gegen Rußland, um die Einschleppung der Seuche nach Kräften zu verhindern und suchte dem trotzdem über die Grenze kommenden unheimlichen Gast gerüstet gegenübertreten zu können und die Seuche, einerlei wo sie auftrete, zu localisiren. Hamburg nahm unbedenklich die russischen Auswanderer auf, ohne nach dem Woher besonders ängstlich zu fragen, ja man nahm Waaren in Hamburg auf, die geeignet waren, Seuchenkeime lebenskräftig zu erhalten. Ob nun das Elbwasser vorzüglicher Träger der Krankheit gewesen ist oder nicht, es ist in jedem Falle unverantwortlich, daß undesinfizirte Schmutzwässer der Auswandererbaracke in die Elbe laufen und in unmittelbarer Nähe davon das Trinkwasser für die Stadt der nämlichen Elbe entnommen wird. Einerlei aber, ob russische Auswanderer die Seuche eingeschleppt haben oder ob Feuerleute der Dampfer sie aus den Häfen des schwarzen Meeres mitgebracht haben: immer liegt seitens der Behörden Fahrlässigkeit vor, die nämliche Fahrlässigkeit, die die Krankheit viel zu spät festgestellt werden ließ. Zugegeben wird, daß bereits am 16. August Cholera-todesfälle stattgefunden haben. Wie weit die Gerüchte Recht haben, die bereits von Krankheitsfällen in der letzten Juliwoche reden, möge dahingestellt werden, besondere Sorgfalt darf keiner den Hamburger Behörden nachrühmen.

Allerdings wird ihnen auch manches zum Vorwurf gemacht, woran sie keine Schuld tragen. Die schlechten Wohnungsverhältnisse zu bessern, liegt nicht in ihrer Macht. Der Zuzug von Auswärts ist ein zu rapider, als daß es in einer räumlich stark eingeengten Stadt möglich wäre, für Alle gesunde Wohnungen zu schaffen. Der Arbeiter verlangt billige und seiner Arbeitsstätte nahe gelegene Wohnungen und setzt den sanitätspolizeilichen Vorschriften nicht selten einen passiven Widerstand entgegen, dem gegenüber die Behörde in der Regel machtlos ist. Auch die Schaffung besserer Trinkwasserverhältnisse — der Schreiber dieser Zeilen, der nun freilich ausgezeichnetes Quellwasser gewohnt ist, kann das Hamburger Leitungswasser überhaupt als trinkbar kaum bezeichnen — ist leichter gefordert als durchgesetzt, wenn sie auch energischer hätte betrieben werden können und müssen.

Aber die Hamburger Behörden hätten sich sagen müssen, daß durch die weite Verbreitung der Cholera in Hamburg die Existenz von Zehntausenden vernichtet würde und Hamburg Hunderte von Millionen einbüßen müsse. Sie hätten sich, bevor es dahin kam, sagen müssen, daß durch die Verseuchung weiter russischer Gebiete Hamburg mindestens ebenso bedroht sei, wie die preußische Ostgrenze. Sie hätten lieber ihrem Verkehr mit Rußland einige Schranken ziehen, lieber einige Millionen einbüßen müssen, als wochenlang allen Verkehr mit Hamburg unmöglich zu machen. Sie hätten genau auf den Gesundheitszustand in der Stadt acht geben, jeden Krankheitsfall mit choleraähnlichen Zufällen ernst nehmen und jeden Cholerafall sofort öffentlich bekannt geben sollen, dann wäre es zu einer solchen Panik und wohl auch zu einer solch ungeheuren Erkrankungs- und Sterblichkeitsziffer nicht gekommen. Sie hätten sich die halbe Million zu Schutzmaßregeln bewilligen lassen sollen, bevor die Cholera in der Stadt war und vor dem Genuß ungekochten Wassers nach dem ersten Erkrankungsfall warnen sollen, anstatt rath- und kopflos vor der Krankheit als einer ohne Anzeichen vom Himmel gefallenen zu stehen, denn wie lange dauerte es, bis man auch nur die richtige Zahl

der Gestorbenen amtlich erfuhr und wer bürgt uns dafür, daß die angegebenen Zahlen jetzt richtig sind. Sie hätten — ja was hätten sie nicht alles thun sollen? aber nun ist es zu spät, zu mäkeln und gute Rathschläge zu geben.

Man hat sich mit wohlfeilem Spott über die Quarantäne und andere Maßregeln lustig gemacht, durch welche man sich nach dem Auftreten der Cholera in Hamburg allenthalben vor der Einschleppung der Krankheit zu schützen suchte, namentlich auch darüber, wie jede untergebene Behörde mehr glaubte thun zu müssen, als ihre vorgesetzte angeordnet hatte. In der That gab es auch viel Humoristisches in dieser Hinsicht da und dort zu verzeichnen. Aber im Grunde war denn doch wohl Vorsicht am Platze. Hätte man das Auftreten der Seuche gleich beachtet und bekannt gegeben, es wären überhaupt nicht so viele Personen fluchtartig aus Hamburg abgezogen. Nun wußten Hamburger und andere Blätter von täglich Hunderten von Erkrankungs- und Todesfällen, als die Medicinalbehörde immer nur von Cholerine redete und als sie das Vorhandensein von Cholera zugab, brachte sie so lächerlich niedrige Zahlen, daß alle Welt zu dem Glauben geneigt war, sie wolle nur nicht die Wahrheit sagen. Die ersten Flüchtlinge enthüllten wahre Schauermärchen über die Zustände in Hamburg. Ihnen ist die Cholerafurcht in Deutschland, ihnen sind die scharfen Sperrmaßregeln auf die Rechnung zu schreiben. Es kam als erschwerend hinzu, daß bald da, bald dort Todesfälle an Cholera constatirt wurden und daß immer und immer wieder die Gestorbenen Hamburger Flüchlinge oder von solchen Personen Angesteckte waren. Jedesmal ließ sich Einschleppung der Krankheit von Hamburg her mathematisch nachweisen, ja eine Woche lang hatte es überhaupt den Anschein, als solle das ganze Deutsche Reich von Hamburg aus inficirt werden. Namhaften Schaden haben manche nichthamburgische Exportfirmen dadurch erlitten. Eine gelinde Wuth gegen Hamburg, das nichts gethan hatte, um sich selber zu schützen und nun durch den Strom seiner Flüchtlinge ganz Deutschland inficiren zu wollen schien, war in den Tagen erklärlich. Die strengen Absperrungsmaßregeln waren nicht ganz unberechtigt.

Zum Schlimmsten ist es nicht gekommen, die Seuche ist so ziemlich localisirt worden und eine weite Verbreitung wird in diesem Jahre kaum anzunehmen sein. Damit aber ist die Gefahr noch nicht erloschen. Es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß sie den ganzen Winter hindurch hin und her im Lande einzelne Opfer fordert und im nächsten Frühjahr eine größere Ausbreitung findet. Selbst wenn sie im Winter völlig erlöschen sollte, liegt die Gefahr eines neuen Auflebens im nächsten Jahre innerhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit. Da nützt es denn wenig, nach Beruhigungsgründen zu suchen, nach Gründen, die ein Auftreten im nächsten Jahre nicht sehr wahrscheinlich machen. Es gilt vielmehr, das Kommende fest in's Auge zu fassen und sich nach Kräften gegen den schlimmen Gast zu wappnen. Dazu bietet aber der Winter die beste Gelegenheit, da dann die gesetzgebenden Körperschaften tagen und da im Winter ein rasches Umsichgreifen der Seuche nicht zu befürchten steht.

Ein Reichsseuchengesetz steht in Aussicht, was es aber enthalten wird, darüber weiß zur Stunde niemand etwas. Es ist nöthig, daß eine feste Centralbehörde eingesetzt wird, deren Befugniß nicht nur darin besteht, wissenschaftliche Prüfung der Verhältnisse anzuordnen oder auszuführen und Gutachten abzugeben, statistische Sammlungen zu veranstalten und Rathschläge zu ertheilen u. dgl. Der Centralbehörde muß eben durch die berufenen Leiter des Medizinalwesens, Kreisphysici, oder wie die Herren sonst betitelt werden, Meldung von epidemischen Krankheiten gemacht werden, und sie muß befugt sein, alles Erforderliche im Umfange des ganzen Reiches anzuordnen. Sie muß sich über den Gesundheitszustand der Nachbarländer, namentlich über das etwaige Vorhandensein von Volksseuchen dort zu informiren suchen und die nöthigen Anweisungen gegen Einschleppung der Seuche nach Deutschland treffen. Sie muß auch die nöthigen Anweisungen über Desinfection, Quarantäne, Absperrung verseuchter Orte und alles, was in Zeiten, wo Epidemien herrschen, nöthig ist, mit absolut bindender Kraft ausgeben. Gegen die Beschlüsse der Behörde muß das Beschwerderecht frei sein, aber bevor klar wird, ob eine Beschwerde begründet ist oder nicht, muß jedermann sich den Anordnungen derselben fügen. Nur weil eine solche Behörde fehlte, konnte es geschehen, daß Hamburg mit Rußland wie mit einem seuchefreien Lande verkehrte, und daß späterhin so wenig Einheitlichkeit in den Absperrungsmaßregeln gegen Hamburg anzutreffen war.

In seuchefreien Jahren, und es sind ja doch die meisten Jahre seuchefrei, hat die Centralbehörde die oberste Sanitätspolizei in Händen. Man braucht ja nicht nach der Großstadt zu gehen, um Einrichtungen anzutreffen, die längst nicht mehr zeitgemäß sind. Auf dem Lande ist auch lange nicht alles wie es sein soll, namentlich wird noch zu oft das Brunnenwasser durch die Abwässer der Dunggruben verunreinigt, wie dort überhaupt die nun einmal unentbehrlichen Dungstätten nicht selten Luft und Boden verpesten und in den Straßenrinnen und Seitengräben die schlimmsten Bazillenträger massenhaft zu finden sind. In sanitätspolizeilicher Hinsicht gibt es auch im lieben deutschen Vaterlande genug zu thun, zumal, da unter normalen Verhältnissen die Bevölkerung den etwaigen Vorschriften einen passiven Widerstand entgegensetzt, der nicht leicht gebrochen wird, da es zu viel auf den Träger der Polizeigewalt ankommt, und da dieser die Macht hat, alles streng zu nehmen, und die Macht, eins oder beide Augen zuzudrücken. Nun ist es aber wirklich nicht mehr zeitgemäß, daß ein Einzelner durch seine Nachlässigkeit ein ganzes Dorf oder daß ein besonders fahrlässiges Dorf eine weitere Umgebung verpestet. Wir wollen durchaus keine überängstlichen Vorschriften, von deren scharfer Durchführung abgesehen werden muß, weil sie undurchführbar sind; wir wollen maßvolle Vorschriften, die von der Centralbehörde ausgehen, dann aber auch streng durchgeführt werden müssen.

Eine Centralbehörde muß geschaffen werden, die in seuchefreien Jahren die sanitätspolizeilichen Anordnungen trifft und überwacht, bei Seuchen in Nachbarländern Schutzvorkehrungen gegen die Einschleppung der Seuche trifft und überall, wo es nöthig ist, im Gebiete des Deutschen Reiches das Nöthige anordnet, leitet und überwacht, und die beim Ausbruch einer Seuche in Deutschland nach Kräften dafür sorgt, die Seuche zu localisiren und zu unterdrücken, und dem Publikum über Alles gewissenhafte Aufklärung gibt. Eine Ueberwachung der Einzelstaaten von Reichswegen ist dringend nöthig. Wir sind aber nicht dafür, daß das Wirkungsgebiet der Behörde ein eng- und genau umgrenztes ist und daß z. B. das Gesetz genau geregelte Quarantainevorschriften enthalten muß. Der Behörde und ihren wissenschaftlichen Beiräthen muß Spielraum gelassen werden. Es ist eine Thorheit, wenn man einer Behörde dieser Art genau vorschreiben will, was sie in jedem einzelnen Fall zu thun und zu lassen hat. Gerade auf dem Gebiete der seuchenartig auftretenden Infectionskrankheiten hat die Wissenschaft noch viel zu studiren, ehe sie genaue Vorschriften aufstellen kann. Und die Cholera will anders behandelt werden als die asiatische Pest, die schwarzen Blattern anders wie das gelbe Fieber. Und selbst ein und dieselbe dieser Krankheiten tritt nicht allemal in gleicher Weise auf. Ein Seuchengesetz, welches hier alles über einen Kamm scheeren würde, würde wenig nützen, und genaue Vorschriften würden vielleicht nach wenigen Jahren veralten und dann für die Centralbehörde eine unerträgliche Fessel sein, die ihr nur hinderlich wäre und nach der sie sich doch zu richten gezwungen wäre.

Neben Einsetzung einer Centralbehörde fordern wir nur ein Gesetz in allgemeinen Umrissen, das der Behörde den unumgänglich nöthigen freien Spielraum läßt. Unsere Gesetzgebung beginnt am Buchstaben zu kranken, an jenen genauen Vorschriften, an denen eben der Geriebene leicht vorbeifindet. So kommt es, daß der Richter manchmal einen Sünder nicht bestrafen kann, trotzdem er weiß, daß er mit Wissen und Willen gegen den Geist des Gesetzes sündigte. Das Seuchengesetz darf unter keinen Umständen am Buchstaben kranken, sonst ist es nutzlos.

Wenn wir nun aber auch ein in allen Stücken vorzügliches

Reichsseuchengesetz, wie man es schon ziemlich unpassend getauft hat, bekommen, dürfen wir uns noch nicht in der Meinung die Schlafmütze über die Ohren ziehen, es sei nun Alles gut. Wir sollen nicht nur uns hüten, keine Cholerakeime einzuschleppen, wir können auch durch Reinlichkeit im Hause und dessen Umgebung und namentlich auch an uns selber dafür sorgen, daß der Kommabacillus, der uns vielleicht eingeschleppt wird, in unserer nächsten Umgebung keine Brutstätte findet. Manche Vorschriften sanitätspolizeilicher Natur ließen sich bis dahin nur ungenügend ausführen. Namentlich auf dem Lande ist der Bauer zur Sommerzeit während der Ernte nicht in der Lage, mehr machen zu lassen, als eben unumgängig nothwendig ist. Im Winter ist zu alledem mehr Zeit und sind mehr Arbeitskräfte zu haben, da müssen die Ortspolizeibehörden scharf dahinter her sein, damit nun auch das Nöthige gemacht wird. Durch eine vernünftige Lebensweise muß sodann ein Jeder seinen Körper vor der Seuche zu stählen suchen, ehe die Krankheit da ist. Wenn sie da ist, schadet jede Aenderung der Diät, auch die nach der vernünftigen Seite hin, weil sie wenigstens in den ersten Tagen den daran nicht gewöhnten Körper in eine Art krankhafter Aufregung bringt. Ein durch gesunde und vernünftige Lebensweise gestählter Körper aber wird von der Krankheit nicht leicht befallen, einige eingewanderte Bacillen gehen vielleicht auch ohne Schaden zu thun durch ihn hin. Und selbst wenn er erkranken sollte, hat er mehr Aussicht zu genesen, als Einer, der ein anderes Leben führt, der es mit Gesundheit und Diät nicht genau nimmt.

Es möge zum Schluß nur auf den Nothstand hingewiesen werden, den die Cholera in Hamburg nachlassen wird. Man redet und schreibt heute schon viel von dem Nothstand und er ist ja auch da, aber nur im Anfangsstadium, er wird schlimmer, je weiter es nach dem Frühling hinzieht. Es läßt sich heute noch gar nicht sagen, in wie vielen Familien der Vater oder die Mutter oder gar beide Eltern weggestorben sind. Diese Ganz- oder Halbwaisen wollen leben und haben zum Theil nichts, rein gar nichts. Es wird nun provisorisch für sie gesorgt, aber die Versorgung muß eine dauernde werden und wird viel Geld kosten. Es gibt in Hamburg Tausende von Arbeitern, die Tag für Tag aus der Hand in den Mund leben, und die haben nun in Wochen nichts mehr verdient, und es werden im günstigen Falle noch Wochen in's Land gehen, bevor sie etwas verdienen können. Die Leute wollen leben und wissen nicht: Wovon? Es gibt in Hamburg Tausende von Saisonarbeitern, die im Sommer verdienen müssen, was sie im Winter und Sommer zum Leben brauchen. Die Leute verdienen jetzt nichts, zehren im Gegentheil auf, was sie für den Winter brauchen müssen. Wovon sollen sie später leben? Es wird ja ohne Zweifel vom Hamburger Senate das Menschenmögliche gethan werden, um das Elend zu lindern. Aber an den Senat werden von allen Seiten die größten Anforderungen gestellt, allein ist er ohnmächtig. Die reichen Hamburger haben schon jetzt große Summen gespendet, um dem Elend zu begegnen, aber mit zwei oder drei Millionen wird nichts gethan. Da ist es denn gut, daß allenthalben der Wohlthätigkeitssinn sich regt. Auch in den abgelegensten Orten sammelt man für die nothleidenden Hamburger, wie denn andererseits auch Hamburg allzeit voran ist, wenn es gilt, Nothleidenden zu helfen. Wenn noch eine Mahnung daran zu knüpfen ist, so ist es die, mit den eingehenden Gaben haushälterisch zu verfahren. Denn einerseits drängen sich an die Nothstandscomités auch immer Leute heran, die Gaben beanspruchen, ohne sie zu bedürfen, und andere bleiben weg aus falscher Scham, nicht als Almosenempfänger angesehen zu werden; da müssen die Comités die Augen offen halten. Andererseits muß bedacht werden, daß es auch im Winter einen und zwar härteren Nothstand abzuwehren geben wird. Es ist immerhin gut, wenn man dann auch noch Geld zur Verfügung hat. Damit soll nicht gesagt werden, daß man jetzt Nothleidende im Hinweis auf den Winter von der Thür weisen soll. Es soll nur eine Mahnung sein, wenn vielleicht jetzt die Gaben reichlich fließen; später dürften sie spärlicher werden.

Die religiöse und ethische Bewegung.

In den leitenden Kreisen der Theologie und des von ihnen beeinflußten Publikums ist man heute noch der Ansicht, daß eine Lossagung vom christlichen Bekenntniß gleichbedeutend sei mit Atheismus, gerade als ob es nicht eine ganze Reihe deistischer Relgionen gäbe, die keinen Anspruch darauf erheben, Bekenner des gekreuzigten Gottes zu sein. Es ist dies eine vollkommene Verkennung der historischen Continuität, bei den Evangelischen noch dazu eine Nichtachtung des Prinzips der freien Forschung, der allein die protestantische Kirche ihre Existenz und ihre Erfolge zu verdanken gehabt. Der Gottesbegriff ist im Lauf der Jahrtausende in steter Wandlung begriffen gewesen. Die Bildung auch der christlichen Dogmen hat sich ganz allmählich, fast unbewußt, vollzogen. Es hat lange gedauert, bis der Deismus des Judenthums sich zum trinitarischen Gottesbegriff hindurch gerungen hat. Ohne die Einflüsse des heidnischen Alterthums, vor Allem des in Alexandrien heimischen Neuplatonismus, dessen hervorragendster Vertreter Plotin an spekulativem Tiefsinn für seine christlichen Nachfolger geradezu bahnbrechend geworden ist, wäre die Lehre von der Dreieinigkeit wohl kaum so rasch bei den Anhängern Jesu von Nazareth heimisch geworden. So ist es letzten Endes die Philosophie und zwar die Philosophie des Heidenthums gewesen, die der neu aufkommenden Religion ein Prinzip zugeführt hat, dessen Fruchtbarkeit soweit reichte, alle nachfolgenden Jahrhunderte bis auf die Gegenwart zu versorgen, eine Thatsache, die sich ein großer Theil der heutigen Theologen in der Sicherheit ihres Besitzes durchaus nicht klar macht, wenn sie in hochmüthiger Geringschätzung glauben, die Philosophie bei Seite schieben zu können.

Es ist aber nicht allein dieser Grund, der die Theologen zu einer solchen Handlungsweise zwingt, sondern auch die Furcht vor unangenehmen Entdeckungen, denen sie ausgesetzt sein könnten, wenn sie selbst, mit dem Rüstzeug philosophischer Spekulation bewaffnet, den kritischen Problemen näher treten würden. Die Spitzhacke, welche den steinigen Boden aufwühlt, um Raum zu schaffen für ein stolzes Gebäude, kann, so fürchten sie, in der Hand zerstörungslustiger Neuerer leicht die Fundamente ebendesselben Baues zum Wanken bringen, deshalb ist es ein Gebot des Selbsterhaltungstriebes, entweder dem gefährlichen Werkzeug seine Schärfe zu nehmen oder ihm andere unschädliche Arbeit anzuweisen. Als eine solche unschädliche Arbeit der Philosphie gilt den Theologen merkwürdigerweise die Beschäftigung mit der Erkenntnißtheorie, obgleich diese Disciplin auch nur dann dem tiefsten Bedürfniß gerecht zu werden vermag, wenn sie von der Empirie zur Spekulation aufsteigt; aber von einer Metaphysik im eigentlichen Sinne will die Theologie der leitenden Kreise nichts wissen. Bewegungs- und entwickelungslos, in ihrem engen Kreis angeblich durch die Offenbarung feststehender Dogmen verharrend, weist sie in kurzsichtiger Verblendung die helfend ausgestreckte Hand der Metaphysik zurück, wenn sich dieselbe nicht von vornherein ein confessionelles Mäntelchen umhängt, anstatt den Versuch zu wagen, sich der unaufhaltsam nach vorwärts strebenden Bewegung anzuschließen. Allerdings gibt es außer diesen eine Reihe philosophisch gebildeter Theologen, die eine wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen können, aber ihre Beschäftigung mit der Philosophie hat bis jetzt mehr negative als positive Resultate zu verzeichnen gehabt und weit eher zur Skepsis als zur Befestigung des Gottesglaubens beigetragen. Ihre Haupterfolge haben diese Theologen, die zum Theil wie Albrecht Rietschl eine große Anhängerschaft hinter sich haben, auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung und der Kritik. Dem Streit um grundsätzliche Prinzipien gehen sie gerne aus dem Wege, bewegen sich dafür aber mit Vorliebe in der Polemik über erkenntnißtheoretische Probleme, in diesem Punkt einen Sinns mit dem größten Theil der Philosophen, die sich ebenso ablehnend gegen die Metaphysik verhalten, wie die Theologen.

Die Mystik, welche in früheren Zeiten in solchen Perioden des Stillstandes ihren verinnerlichenden Einfluß geltend machte, kommt in unserem realistisch-praktischen Zeitalter nicht zum

Wort. Wo sich in den kirchlichen Kreisen das Bedürfniß nach einer Aenderung des Kurses geltend macht, da sind es soziale Zwecke, denen die Geistlichkeit nachjagt, und die Beschäftigung mit der sozialen Frage läßt das Interesse an der rein theoretischen Thätigkeit immer mehr in den Hintergrund treten. So wenig man nun auch der selbstverläugnenden Liebe in den Werken der Barmherzigkeit, wenn sie ohne frömmelnde Nebenabsicht ausgeübt wird, in den Weg treten will, so wenig kann man sich der Einsicht verschließen, daß dieser Weg nicht dazu geeignet ist, der Sehnsucht gerade der tiefer veranlagten Naturen nach einer Neugestaltung der Kirchenlehre Genüge zu thun. Mag man von der Egidy'schen Bewegung auch noch so geringschätzig denken, sie beweist doch, daß es auch in den Kreisen der Gebildeten anfängt zu gähren. Diese von Egidy veranlaßte Bewegung ist ein deutliches Zeichen, daß nicht nur den „rechtgläubigen" kirchlich conservativ gesinnten Elementen der Bevölkerung Religiosität innewohnt, während alle übrigen Kreise in Materialismus, Atheismus, Pessimismus und kirchlicher Indifferenz verharren, wie es die Orthodoxen so gern verkünden.

Was Egidy anstrebt, ist nichts anderes als eine neue Auflage des liberalen Protestantenvereins und daher wenig geeignet, die Gemüther zur Begeisterung und zur Nachfolge zu entflammen. Wer sich mit der vorwiegend rationalistischen Auffassung der Religion, die alles Mystische, Unerklärliche entschlossen über Bord wirft, einverstanden und befriedigt erklärt, findet, wenn ihm an der kirchlichen Zugehörigkeit etwas liegt, auch heute noch im Protestantenverein freudige Aufnahme; wer aber die Moral, die Ethik losgelöst von jeglichem confessionellen Boden, als alleinige Richtschnur seines Handelns aufzufassen wünscht, braucht sich bloß an die neugegründete „Deutsche Gesellschaft für ethische Cultur" in Berlin anzuschließen. Wie Herr von Egidy ein Protestantenvereinler ist, ohne es bei seiner Unkenntniß der einschlägigen Literatur zu wissen, so tritt uns in der letzterwähnten Neugründung eine Wiederbelebung des Freimaurerordens entgegen, allerdings ohne dessen Symbolik, dem ja die Unabhängigkeit vom confessionellen Bekenntniß auch ein wesentliches Element ist. Aber die ethische Gesellschaft will sich einen grundlegenden Einfluß in der Schulpädagogik sichern; das ist eine neue positive Forderung, mit der sie sich den ärgsten Anfeindungen überall aussetzen wird. Allerdings will sie nicht geradezu in die religiöse Unterweisung der Jugend eingreifen, aber sie protestirt gegen eine theologische Begründung der sittlichen Wahrheiten, die vielmehr rein empirisch, wohl vorwiegend auf den Untersuchungen der Psychologie beruhend, aus den „tieferen Existenzbedingungen und Grundgesetzen der menschlichen Natur und ihrer engen und untrennbaren Wechselwirkung mit der Gemeinschaft" entwickelt werden sollen.

Jeder mit der modernen ethischen Bewegung und Literatur einigermaßen vertraute Leser wird keinen Augenblick im Zweifel sein, daß es sich hier um das Moralprinzip des größtmöglichsten Glückes der größtmöglichsten Zahl handelt, auf das die Einzelnen verpflichtet werden sollen in der festen Ueberzeugung, daß nur in der Hingabe des Einzelnen an das Gesammtwohl eine innere und äußere Besserung der sittlichen und nicht zu vergessen der volkswirthschaftlichen Zustände erreicht werden wird. Es frägt sich nur, wo der Hebel angesetzt werden soll. Ein ähnliches Ziel schwebt den Sozialdemokraten ja auch vor, nur daß diese die grundstürzende Aenderung der bestehenden volkswirthschaftlichen Zustände als unentbehrliche Voraussetzung der ethischen Besserung an die Spitze gestellt wissen wollen, während diese modernen Ethiker vorläufig nur an die Fixirung eines festen Moralcodexes denken, der sich auf rein psychologische Vorgänge zu stützen hat und die Sittlichkeit von dem Boden der Religion loslösen soll.

Die ethische Gesellschaft kann sich auf ein berühmtes Vorbild berufen. Ist es doch kein Geringerer als Friedrich der Große, der sich in drei kleineren Schriften, einer Instruction für den Director der Ritterakademie in Berlin, einem Essay über die Selbstliebe als Moralprinzip und einem Moralkatechismus für das Cadettencorps bewogen gefunden hat, als Erzieher aufzutreten. Allerdings will auch er den Religionsunterricht keineswegs verdrängen, aber er hält ihn nicht für ausreichend zur Begründung der Sittlichkeit und will deshalb unabhängig davon einen selbständigen Unterricht in der Moral eingeführt wissen. Diese Moral wird nach antikem Muster ganz und gar auf die Tugend basirt; eine Verquickung von stoischen und epikuräischen Elementen bildet die Hauptbestandtheile. Man soll moralisch handeln, weil man durch die Tugend glücklich wird und weil es in den meisten Fällen vortheilhafter ist, moralisch zu sein als Verbrechen zu begehen, da das Gewissen dem Lasterhaften doch keine Ruhe läßt. Der große König denkt nicht an das Gemeinwohl im heutigen Sinne des Wortes, aber er tritt warm für die Tugenden der Vaterlandsliebe ein und verräth die antiken Muster, wenn er den Tod für das Vaterland, die Liebe zum Ruhm als ein Ziel, der Edelsten würdig, preist. Nur der moralisch handelnde Mensch empfindet Seelenfrieden und zwar in der Selbstachtung. Es ist dies ein ganz ähnlicher Standpunkt, wie ihn in der jüngsten Zeit Döring in seiner „Philosophischen Güterlehre", welche die sittliche Selbstschätzung als höchstes Gut annimmt, mit Beredtsamkeit vertritt, nur daß dieser, den modernen Anschauungen, wenn auch einigermaßen widerwillig Rechnung tragend, die Hingabe an das Wohl Anderer mit in Betracht zieht, aber doch auch nur im Hinblick auf die dadurch erhöhte Selbstschätzung.

Alle diese Bestrebungen haben das eine bedeutsame Merkmal gemeinsam: sie lehnen eine metaphysische Begründung als durchaus unwesentlich ab und berühren sich in diesem Punkt friedlich mit der Naturwissenschaft einerseits und jenem Theil der Theologie, die in der dogmatischen Starrheit und Wandellosigkeit beharrt, andererseits. Aber während sich die ethische Bewegung, die zweifellos von der Bentham'schen Schule in England stark beeinflußt ist, mit der Naturwissenschaft ganz gut vertragen wird, beschwört sie einen heftigen Kampf mit der Theologie herauf, zu deren ersten Ansprüchen es von jeher gehört hat, die Moral, oder was gleichbedeutend ist, die Sittlichkeit, nur als eine Consequenz ihrer Lehrsätze aufzufassen, sie auf keiner anderen Basis als der theologisch-kirchlichen anzuerkennen und die Erziehung der Jugend in diesem Sinne zu leiten. Geht doch gerade jetzt eine Bewegung nach dieser Seite zielbewußt vor sich. Religion, Moral, Theologie ist den Vertretern dieser Weltanschauung ein und dasselbe; sie sind fest der Ueberzeugung, nur im Anschluß an das im Katechismus fixirte Christenthum, wenn sie protestantisch sind, oder in der Unterordnung unter die Autorität des Papstes und der Kirche, wenn sie katholisch sind, eine echte Sittlichkeit erwachsen zu sehen und wollen keiner individuellen Neigung Raum lassen. Die Reden im Reichstag bei Gelegenheit der Berathung des Zedlitz'schen Schulentwurfes haben gezeigt, daß die Vertreter des orthodoxen Dogmas das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, allein gottgläubig zu sein, weil sie den trinitarischen Gottesbegriff in der jetzt üblichen Fassung für den allein richtigen halten und Moral und Sittlichkeit nur auf diesem Standpunkt für möglich ansehen. Diese Debatten, in Folge deren sich, theils mit Recht, theils mit Unrecht, alle jene als „Atheisten" gekennzeichneten Andersdenkenden zum Protest gegen eine so einseitige Verallgemeinerung vereinigt haben, sind wohl auch der Anlaß zur Bildung der „Ethischen Gesellschaft" gewesen.

Die Theologie befindet sich in einer gefährlichen Lage. Ihre Dogmen beginnen zu veralten und üben keine bindende Autorität mehr aus; die kritische Forschung hat ihre höchsten Leistungen bereits hinter sich, und das, worauf es allein ankommt, die Läuterung des Gottesbegriffes wird von der Aengstlichkeit selbst der am meisten spekulativ veranlagten Theologen in kurzsichtiger Verblendung zurückgewiesen. So ergreift der Materialismus immer weitere Massen der gebildeten Kreise und sucht sich eine eigene Ethik, die von einer „sittlichen Weltordnung" in dem Sinne eines außerweltlichen, persönlichen Regierers nichts mehr wissen will, zwar das Wohl Anderer gelegentlich zu befördern sucht, aber doch nur um der eigenen Glückseligkeit willen, und die Consequenz gar nicht vermeiden kann, daß man die Förderung des eigenen Wohles vorzieht,

wo sie mehr Glück als die Förderung fremden Wohles verspricht. Wenn die wissenschaftliche Theologie sich nicht bald auf ihr eigenstes Interesse besinnt und anfängt, die deutsche Spekulation der letzten Jahrzehnte sich anzueignen, wenn sie es nicht als ihre Mission erkennt, die Errungenschaft der christlichen Cultur auf geistigem Gebiet, nämlich die fortschreitende Vertiefung des Gottesglaubens, ihrerseits fortzuführen, so steht zu befürchten, daß die Führerschaft über die Gemüther von ihr fort und auf ganz neue Kreise übergeht, eine Wandelung, deren Tragweite nur der übersehen kann, der die Entwickelung des geistigen Gehaltes der Menschheit nach Jahrtausenden bemißt und die langsame Losbröckelung der Herrschaft der Kirche über die Gemüther mit aufmerksamem Blick verfolgt hat. Nicht das Zurückschrauben auf einen zurückliegenden Standpunkt ist es, was dem Christenthum von heute noth thut, auch nicht die feige Zurückziehung von der Spekulation auf das orthodoxe Dogma, sondern die Durchdringung mit den Elementen einer von den Errungenschaften der Naturwissenschaften ausgehenden, durchaus modernen Philosophie, die aber nicht in der Empirie und Erkenntnißtheorie stecken geblieben sein darf. Mit der kritischen Negation, sobald sie zum dogmatischen Axiom sich aufbauscht, befriedigt man die Sehnsucht des denkenden Menschengeistes nicht, so blendend auch für den Uneingeweihten die Hypothesen beim ersten Anhören sein mögen. —

Der Atheismus, in welcher Gestalt er auch auftritt, ob als Materialismus, naturalistischer Pantheismus oder absoluter Illusionismus, vermag auf die Dauer keine neuen Ideale zu schaffen und eine echte Sittlichkeit zu begründen; sind nun die Dogmen des Christenthums auch nicht mehr im Stande, die Gemüther zu befriedigen, sowohl in der älteren Fassung des Katholizismus, wie des Lutherthums, als in der etwas veränderten Fassung, welche die wissenschaftliche Theologie dieses Jahrhunderts ihr zu geben versucht hat, so muß die Theologie sich entschließen, auf den tiefsten Grund aller Religionen, das Erlösungsbedürfniß, zurück zu gehen und eine Fassung des Gottesbegriffes zu der ihrigen zu machen, der sie in der Philosophie, trotz aller Unterdrückung, von Plotin an, immer wieder begegnet ist, so daß die Aufnahme desselben nicht länger abzuweisen sein wird. Den Atheismus durch den Theismus in der jetzigen Gestalt zu besiegen, scheint, wie die Erfahrung gelehrt hat, aussichtslos zu sein; die Vorkämpfer des kirchlich überlieferten Gottesbegriffes müssen also zu der Erkenntniß fortschreiten, daß sie sich einer veränderten Richtung anzuschließen haben und die befruchtenden Keime derjenigen Metaphysik entnehmen müssen, die den tiefsten Kern des Christenthums, das Erlösungsprinzip, in sich aufgenommen hat, ohne die ungenießbar gewordenen Schalen noch länger der Betrachtung zu würdigen. Dieser Fortschritt hat sich auf philosophischem Gebiet langsam aber unaufhaltsam vollzogen, trotz gelegentlicher Rückfälle und Anbequemungen an die theologischen Vorurtheile, wovon selbst ein Schelling und Hegel nicht freizusprechen sind.

Wie wir vorhin schon andeuteten, ist der Kampf um den Gottesbegriff und die Versuche, ihn in immer geläuterterer Fassung dem Zeitbewußtsein zugänglich zu machen, das Bestreben aller namhaften Theologen der ersten christlichen Jahrhunderte gewesen und auch nach der Fixirung des Lehrgebäudes durch die Autorität der Concilien ist die Bewegung in stetem Fluß geblieben, wovon die pantheistischen Neigungen der berühmten Mystiker einen beredten Beweis liefern. Man kannte gar keine andere Theologie als eine philosophisch deducirende, und die hinterher hinkenden Bemühungen einzelner dieser Theologen, ihre kühnen Untersuchungen, mit dem hierarischen Geiste zu versöhnen, muthen den Beschauer oftmals ganz seltsam an. Die Laienwelt blieb von dem inneren Zwiespalt damals aber noch ganz unberührt, das ist der Unterschied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart. Erst die Reformation mit der offiziellen Einführung des Prinzipes der freien Forschung für Jedermann hat die Conflicte des Geistes auch dem Laienbewußtsein enthüllt und damit der weltlichen Philosophie Thür und Thor geöffnet. Aber die gleichzeitigen Umwälzungen auf politischem Gebiet, vor Allem die Entdeckung Amerikas, lenkte von den rein theoretischen Spekulationen ab und wandte die Aufmerksamkeit mehr und mehr der Naturwissenschaft zu. Das Interesse an der Welt überwog das Interesse an Gott, ja spitzte sich bis zu dem Gegensatz zu, daß man die Welt allein für sich betrachtete und Gott vollständig isolirte, wovon der Deismus der Aufklärungszeit uns Zeugniß ablegt. Die großen Denker, wie Malebranche, Spinoza, Leibniz haben sich freilich auch um den Gottesbegriff gekümmert, aber ihr Einfluß auf die Mitwelt beschränkte sich auf kleine Kreise und vermochte die Zersetzung der monistischen Anläufe bei den Scholastikern nicht aufzuhalten. Dann kam die große Erhebung der deutschen Spekulation in Kant und seinen Nachfolgern, in denen der Deismus zu Gunsten eines fortgeschrittenen Theismus überwunden erscheint, die Absolutheit des Geistes gesichert wird, aber die Antinomie zwischen diesem und der Persönlichkeit Gottes von neuem zum Rückfall in Materialismus und naturalistischen Pantheismus zwingt. An diesem Rückfall krankt auch noch die Theologie der heutigen Zeit, welche die Widersprüche zwischen dem von allen Schranken der Endlichkeit freien Geist und dem Persönlichkeitsbegriff des Absoluten nicht zu lösen vermag, weil sie sich scheut, das Bewußtsein Gottes fallen zu lassen. Alle Rechtfertigungen der Theodicee in der wissenschaftlichen, modernen Theologie, seien sie nun patheistisch, trinitarisch oder unitarisch gefärbt, laufen letzten Endes darauf hinaus, die Persönlichkeit und das Bewußtsein Gottes zu beweisen, wobei sich die Theologen von der Philosophie nicht im mindesten gestört fühlen, denn die staatlich accredirten Vertreter derselben haben es längst aufgegeben, sich mit dem schwierigen Problem der Erkenntniß des letzten Seinsgrundes zu beschäftigen und verhalten sich diesem Punkt gegenüber vollständig gleichgültig, theils aus Anbequemung an naturwissenschaftliche Grundsätze, deren Tragweite sie überspannen, theils aus Furcht vor Verketzerung von der Orthodoxie, mit der sie gern in Frieden leben möchten, theils aus prinzipieller Ueberzeugung von der Ueberflüssigkeit jeglicher Spekulation. Der Utilitarismus ist auch hier ein maßgebender Gesichtspunkt geworden; was keinen praktischen Nutzen gewährt, keine unmittelbare Förderung eigenen oder fremden Wohles, das ist nicht der Mühe der Forschung werth, die ja doch nicht über die Grenzen der sinnlichen Erfahrung hinaus kann. Aber der Utilitarismus wird nicht das letzte Wort behalten. Schon mehren sich die Zeichen, daß man auf allen Gebieten den Erscheinungen bis auf den Grund nachzuspüren und dem Geist die ihm gebührende Stellung wieder einzuräumen beginnt. Die mechanische Causalität bleibt unangetastet, aber sie wird zum Vermittlungsglied einer logischen vorbewußten Zweckmäßigkeit herabgesetzt. Letzter Seinsgrund ist und bleibt das Absolute, frei von allen endlichen Beschränkungen des Raumes und der Zeit, des Bewußtseins und der Persönlichkeit, einheitlich in sich, vielheitlich in seinen Aeußerungsformen, der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, über die Sittlichkeit erhaben, aber das Centrum der Sittlichkeit, in dessen Erkenntniß allein der vorwärtsstrebende Mensch Ruhe und Befriedigung findet. Nur mit einer solchen Fassung des Gottesbegriffes kann man die irreligiös gewordene Menschheit wieder zu einer sittlichen Einheit zusammenfassen, den Widerspruch zwischen Wissen und Glauben schlichten. Eine zusammenfassende Literatur über diesen Gegenstand findet man in dem soeben erscheinenden, umfangreichen Werke von A. Drews „Geschichte der deutschen Spekulation seit Kant“, *) in welchem die neueste Phase des Kampfes scharf und klar präzisirt ist, zu welchem die Theologie daher Stellung zu nehmen hat. Derartige Umwandlungsprozesse vollziehen sich allerdings sehr langsam, aber da die Philosophie nun einmal in die Schranken getreten ist, bleibt der Theologie kaum etwas anderes übrig, als einen rechtzeitigen Anschluß zu versuchen, um dann gemeinsam mit der Philosophie den Atheismus in seiner Hochburg aufzusuchen und zu vernichten, was ihr allein, ohne die Hülfe der Schwesterwissenschaft, nun und nimmermehr gelingen wird.

A. v. H.

*) Berlin, Maeter'sche Buchhandlung.

Literatur und Kunst.

Zola und der deutsch-französische Krieg.

Von Theophil Zolling.

Das Erscheinen einer deutschen Ausgabe von Zola's „La Débâcle“*) gibt einen erwünschten Anlaß, um auf den in Frankreich ebenso hochgepriesenen als in Deutschland viel geschmähten Kriegsroman zurückzukommen. Während die maßgebende Pariser Kritik dem Buche den Ehrentitel eines Meisterwerkes nicht versagt, haben deutsche Blätter sogar die bloße Uebersetzung des „Machwerks“ als eine landesverrätherische That gebrandmarkt. Das ist auf beiden Seiten ein Uebereifer und auf deutscher Seite eine Geschmacklosigkeit obendrein, denn der Sieger braucht wahrlich nicht so empfindlich zu sein. Dem „Zusammenbruch“ oder „Krach“ fehlt manches zum Meisterwerk, wenn er auch einer der besseren Bände in der langen Reihe der Rougon-Macquart'schen Familienchronik ist. Man kann es eine bedeutende Arbeit eines außerordentlichen Talents nennen. Es ist aber auch alles in allem ein gerechtes Buch, wenigstens so gerecht, als es das Werk eines patriotisch empfindenden Franzosen nur irgend sein kann. In diesem Punkte verdient Zola entschieden das Lob, daß er objectiver ist als irgend ein französischer Schilderer des „Schrecklichen Jahres“ in Prosa und Versen, von dem boshaften Banville und dem polternden Hugo bis zu dem rhetorischen Saint-Victor und dem giftigen Sarcey.

Der Aufbau und die Composition dieses historischen Romanes ist wohl durchdacht und natürlich. Erstes Buch: die Ereignisse auf dem Rückzuge bis Sedan; zweites Buch: das Kesseltreiben von Sedan und der Sturz des Kaisers; drittes Buch: die Kriegsgefangenschaft um Sedan, der militärische Spaziergang nach Berlin, wenn auch ohne Waffen und klingendes Spiel, die Commune. Diese letzte Episode ist fast ohne Vermittelung hinten angehängt und bis auf die prächtigen Schilderungen des brennenden Paris, die ganz offenbar auf Selbsterlebnissen des Verfassers beruhen, durchaus schablonenhaft und verfehlt. Besonders im vorletzten langen Kapitel fällt der Darsteller unausgesetzt aus seinem Erzählerton, indem er nur der lieben Vollständigkeit halber im nüchternsten Historiographenstil über die letzten Kämpfe und die beiden Belagerungen von Paris berichtet. Noch schwächer ist die Handlung, um die sich alle die Kriegsschilderungen ranken. Zola hat nach dem bekannten Recept von Erckmann-Chatrian zwei einfache Soldaten zu Helden erwählt, die erst feindselig sich gegenüber stehen, dann ihre gegenseitige Abneigung in gemeinsam bestandenen Gefahren bekämpfen, immer innigere Freunde werden und sich einige Male abwechselnd das Leben retten, bis endlich als letzte der zahllosen Zufälligkeiten der Eine von des Anderen Hand fällt, eine Symbolisirung zugleich des Bruderkrieges der Commune. Diese beiden Soldaten illustriren nun gleichsam mit ihren Thaten und Worten die Kriegsereignisse von Wörth bis zum Pariser Père La Chaise, und wenn man ihnen nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen hat, daß sie über strategische und taktische Züge kritisch wie Generalstäbler zu Gerichte sitzen, während ein gemeiner Soldat den Zusammenhang der Operationen in dieser Weise kaum übersehen und verstehen kann, so ist doch auch nicht zu vergessen, daß der eine Freund kein ungebildeter Troupier ist, sondern ein Studirter, Jurist, und daß Zola ihn sehr wohl zum Sprachrohr seiner eigenen Kriegskritik machen darf. Etwas bedenklicher klingt die Sache schon, wenn ein übrigens trefflich gezeichneter Spießbürger, der reiche Fabrikant von Sedan, nicht nur auf dem Schlachtfelde die Generäle und Offiziere belehrt, sondern von seines Daches Zinnen, das Fernrohr in der Hand, die tiefsinnigsten Beobachtungen über den Stand der Schlacht, die Bewegungen des Feindes u. s. w. anstellt. Aber die Zola hierin tadeln, haben meist keine Ahnung von der Technik des Romans und würden jedenfalls nicht wenig in Verlegenheit kommen, wenn sie sagen müßten, wie denn gegebenenfalls die Uebelstände hätten vermieden werden können. Vom Augenblick an, wo ein genaues und erschöpfendes Bild der Operationen angestrebt wurde, mußten auch die verschiedensten Figuren für Botenberichte und Kritiken herhalten. Daß Zola darin nicht immer glücklich ist, tritt selten störend hervor. Wir lächeln bloß, wenn eine Schenkmamsell uns in der Eile das ganze Gefolge des Kaisers Napoleons aufzählt: ein Stab von 25 Offizieren, 60 Leibgardisten, 6 Gendarmen, 73 Kammerherren u. s. w., eine halbe Seite lang. Da merkt man zu sehr die statistische Notiz, die sich Zola aus einer Fachschrift oder Zeitung ausgeschnitten hat, und die uns der Allwissende um keinen Preis schenken will. Aber wie gesagt, in der Regel verdeckt Zola seine nachträgliche Weisheit besser und weiß sie auch am rechten Ort anzubringen und der richtigen Figur in den Mund zu legen. Daß er schon aus seinem Stendhal-Beyle, dem Schilderer von Waterloo, gelernt hat, daß die Soldaten fast unbewußt einer Schlacht beiwohnen, das beweist er mit seinen soldatischen Nebenfiguren, dem frommen Bretonen, dem bornirten Troupierlieutenant und anderen Soldatentypen und Episoden. Es bleibt eben doch ein wunderbar vollständiges und packendes Bild der französischen Armee von damals. Der kranke, geschminkte Kaiser, der mit seinem unverschämten Gefolge da und dort gespensterhaft emportaucht, die kopflosen Generäle mit ihren widerspruchsvollen Befehlen, feige Streber, Gecken, Gamaschenknöpfe, tapfere Haudegen und schlichte Helden, Offiziere aller Waffen, der arme Teufel von Pion-Pion, vom rosenkranzbetenden Pfaffenzögling bis zum frechen Vorstadtpariser, die Banditen des Buschkrieges, das willenlose Kanonenfutter der levée en masse, der Trompeter von Sedan (frei nach Freiligrath), aufopfernde Sanitätsleute, Marodeure, Hyänen des Schlachtfeldes (meist Belgier und Juden, auf die Zola gleich schlecht zu sprechen ist), der prächtige Feldscher-Major, das Artilleristenpaar, der Cavallerist mit seinem geliebten Pferd ... Nur eine charakteristische Figur der französischen Armee fehlt, die Mutter oder die Tochter des Regiments, die kurzröckige stramme Marketenderin, die wir fromm und frech mitten unter den zerlumpten Soldaten von der Lisaineschlacht rittlings auf ihrem Klepper gesehen haben ... Nie sind die Gräuel des Schlachtfeldes, die moderne Massenmetzelei, im Vergleiche dazu das frühere Sengen und Morden der Soldateska wie ein harmloses Spiel erscheint, mit leuchtenderen Farben und einem größeren Aufwande von dichterischer Kraft geschildert worden. Wie blaß und rhetorisch nimmt sich daneben das Weibergeschwätz der Baronin Suttner aus! Es ist ein ganz anderer Protest gegen die civilisirte Kriegsbarbarei, flammender und hoffentlich auch wirksamer als alles Lamento der heutigen Elihu Burrit's und ihrer akademischen Friedenscongresse, obgleich Zola selbst offenbar von der Nothwendigkeit des Krieges überzeugt ist. Man lese die Beschreibung der Schlachten um Sedan, wie das Bataillon, nachdem es während sechs Wochen keine Patrone verschossen, stundenlang unter dem feindlichen Kartätschenhagel platt auf einem Krautacker liegt und dann ohne Befehl, bloß um die Nerven zu beruhigen, die Munition vergeudet und einen menschenleeren Wald beschießt.

Das feindliche Feuer nahm zu, und in dem wachsenden Lärmen und Tosen wurde Maurice von einer wahnsinnigen Angst ergriffen. Noch nie hatte er diesen kalten Schweiß, solche schmerzliche Schwäche in der Magengrube, dieses unwiderstehliche Bedürfniß gefühlt, sich zu erheben und heulend das Weite zu suchen. Aber Jean beobachtete ihn, packte ihn und hielt ihn fest, wobei er in den flimmernden Blicken des Freundes das Fieber der Feigheit beobachtete. Er schimpfte ihn aus, leise und väterlich, versuchte auch in heftigen Worten ihm seine Schande zum Bewußtsein zu bringen, denn es war ihm bekannt, daß man seinen Leuten am besten mit Fußtritten Muth einflößt. Die anderen Soldaten zitterten ebenfalls. Pache hatte die Augen voller Thränen und flennte unwillkürlich wie ein kleines Kind. Und Lapoulle schlug die Angst in die Eingeweide, und er flüchtete sich hinter eine Hecke, wo man ihn lachend mit Erde bewarf. Viele Andere verspürten dieselbe Wirkung, und unter dem Gelächter und den rohen Scherzen kehrte Allen der Muth wieder.

— — — Maurice hörte kaum die Stimme seines Kameraden in dem Summen und Schreien der Menge. Sein ganzer Kopf war voll vom

*) „Der Zusammenbruch“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) ist zuerst in Kürschner's Halbmonatschrift: „Aus fremden Zungen“ veröffentlicht worden.

Lärm, und er wußte selbst nicht, ob er Furcht hatte. Er war im Sturme mit fortgerissen von den Anderen, ohne eigenen Willen und nur von dem Wunsch erfüllt, sofort ein Ende zu machen. Und er war so sehr eine bloße Welle in diesem fluthenden Strome geworden, daß er bei einer plötzlichen Stockung am äußersten Ende des Grabens und im Anblick der Strecke, die noch erstürmt werden mußte, auf der Stelle von der Panik ergriffen wurde und zur Flucht bereit war. Es war bei ihm ein willenloser Instinkt, eine Empörung der Muskeln, die auf fremde Reize reagirten. Schon wandten sich einige zur Flucht, als der Oberst einherstürmte. Er spornte sein Pferd, vertrat den Fliehenden den Weg und sprach zu ihnen von Frankreich mit einer unter Thränen zitternden Stimme. Der Lieutenant Rochas war so ergriffen davon, daß er in einen fürchterlichen Zorn ausbrach. Er erhob seinen Degen und schlug wie mit einem Stock auf die Leute. Aber diese Heftigkeit, diese so zu sagen mit Fußtritten in's Feuer zurückgeführten Soldaten empörten den Oberst.

„Nein, nein, Lieutenant, sie folgen mir von selbst . . . Nicht wahr, meine Kinder, Ihr werdet Euren Oberst nicht allein mit den Preußen kämpfen lassen? Vorwärts, Marsch!"

Und er ritt voran, und wirklich folgten ihm Alle, denn er hatte wie ein Vater gesprochen, und man wäre ein Lump, wenn man ihn im Stich lassen wollte. Und während er allein ruhig auf seinem großen Pferd über die Felder voran galoppirte, zerstreuten sich die Soldaten in Jägerketten und benutzten jegliche Deckung. Statt des klassischen Angriffs, wie man ihn mit seinen geraden Linien im Manöver übt, sah man bald nichts weiter als gekrümmte Rücken, die sich dem Boden entlang duckten, einzelne Soldaten oder Gruppen kletternd, plötzlich springend und schlau und gelenkig die Hügelspitze nehmend. Aber die feindlichen Batterien hatten sie gesehen. Die Granaten warfen den Boden auf, und so dicht hagelten die Geschosse nieder, daß das Krachen und Knattern kein Ende nahm. Maurice und Jean fanden zum Glück eine Hecke, hinter der sie, ohne gesehen zu werden, entlang liefen. Gleichwohl durchbohrte eine Kugel die Schläfe eines Kameraden. Er fiel ihnen vor die Beine, und sie mußten ihn mit den Füßen aus dem Wege stoßen. Aber die Todten konnte man bald nicht mehr zählen, so viele waren ihrer. Alle Schrecken des Schlachtfeldes, ein Verwundeter, der laut heulend mit beiden Händen seine Eingeweide zurückhielt, ein Pferd mit zerschmetterten Schenkeln, das sich noch fortschleppte, der ganze entsetzliche Todeskampf ringsum ließen sie zuletzt ganz kalt, und das einzige, worunter sie litten, war die drückende Hitze der Mittagssonne, die auf ihre Schultern brannte.

„Dieser furchtbare Durst!" stammelte Maurice. „Mir ist es zum Ersticken. Riechst Du nicht diesen Gestank von Gebranntem, wie von verbrannter Leinwand?" Jean schüttelte den Kopf. „Ja, so roch es auch bei Solferino. Vielleicht ist es der Geruch der Schlacht. Wart', ich habe noch etwas Schnaps. Wir werden eins trinken."

Wenn ein deutscher Dichter die Sieger von Gravelotte und hundert Schlachten in ähnlich unbefangener Weise schildern wollte, wie Zola seine Landsleute, so würde bei uns wohl ein Sturm durch den ganzen Blätterwald gehen und der allgemeinen Entrüstung wäre kein Ende. Was sagten nun aber die Franzosen zu dieser Schilderung der — Rückseite des Heldenmuthes, zu diesen mit Prügeln in die Feuerlinie gehetzten Soldaten und ihrer Todesangst, wo nicht nur das Herz in die Hosen fällt? Kein Wort des Tadels wurde laut, weil man eben die allzu menschliche Schwäche der Natur als wahr erkannte.

Ueberhaupt schont der Autor seine Landsleute nicht im Geringsten. Die Disciplinlosigkeit der von Niederlage zu Niederlage taumelnden Truppen, Raub, Plünderung, Meuterei, nichts wird verheimlicht. Schon gleich nach den ersten Schlappen greifen Insubordination und Desertion um sich. Auf dem Rückzuge werfen die Soldaten, müde und hungernd, ihr schweres Gepäck und sogar die Waffen weg. „Ein Sergeant sprach mit wüthender Geringschätzung über diese Armee von zusammengelaufener Mannschaft, eine Herde von Einfaltspinseln, die man zur Schlachtbank befördert unter der Führung von Dummköpfen . . . Ja, recht saubere Chefs! War es nicht das Beste, sich zu Bett zu legen, wenn man solche Offiziere hatte? Drei Befehlshaber in zwei Stunden, drei Kerle, die nicht einmal genau wußten, was sie zu thun hatten und die sich widersprechende Befehle gaben! Nein, da konnte wirklich sogar der liebe Gott die Geduld verlieren und aufsässig werden! Und dunkle Beschuldigungen von Verrath kehrten wieder. Kein Zweifel, Ducrot und Wimpffen wollten Bismarck's drei Millionen verdienen, wie Mac-Mahon." Zola läßt auch erzählen, daß offene Meutereien ausbrachen. „Achtzehn Bataillone der Mobilgarde mußte man wegen Unbotmäßigkeit nach Paris zurückschicken; besonders das sechste Bataillon hätte um ein Haar seine Offiziere umgebracht. Im Felde wurden die Generäle täglich beschimpft, und die Soldaten grüßten seit Wörth nicht einmal mehr den Marschall Mac-Mahon." Kein Wunder, daß zuletzt die Gefangenschaft als eine Erlösung begrüßt wird! „Endlich war das Elend überstanden, sie brauchten sich nicht mehr zu schlagen! Seit so vielen Tagen litten sie von den ewigen Märschen mit leerem Magen. Und wozu sollte man auch weiter kämpfen, da man doch nicht der Stärkere war? War es nicht besser, daß die Führer sie verkauft hatten, um der Geschichte ein Ende zu machen. So würde man doch endlich weißes Brot bekommen und in Betten schlafen!" Und das Bild vom Abmarsch in die deutschen Festungen: „Die Herde nahm kein Ende. Die Leute drängten sich, traten sich auf die Hacken, in ihren zerlumpten Uniformen, die Köpfe gesenkt, die Blicke scheel, mit den runden Rücken und den hängenden Armen der Besiegten, denen nicht einmal ein Messer übrig blieb, um sich den Hals abzuschneiden . . . Soldaten ohne Waffen, mit geflickten Rothhosen und Mänteln, durch Schnüre zusammengehalten, so daß sie plündernden Zigeunern glichen, welche die aufgelesenen Lumpen irgend eines Schlachtfeldes austragen." Noch schlimmer kommen die Franctireurs weg, „auf die man so große Hoffnungen gebaut und die im ganzen Lande nichts als Klagen hervorriefen. Sie waren der Schrecken der Bauern geworden, und statt sie zu schützen, zerstampften sie ihnen die Felder. Den regelmäßigen Felddienst fliehend, schloß sich alles Lumpengesindel ihnen an und schätzte sich glücklich, der Disciplin zu entgehen und wie betrunkene Banditen durch die Wälder zu streichen, zu schlafen und sich zu betrinken."

Dieses harte Urtheil rief in den Pariser Blättern Berichtigungen und Proteste hervor, und Zola selbst erklärte hierauf, „offenbar" falsch berichtet worden zu sein. Natürlich setzte er sich, bloß um Ruhe zu haben, scheinbar in's Unrecht, denn es ist ihm nicht eingefallen, in den seitherigen Auflagen auch nur ein Jota zu ändern.

Mit Absicht verweilten wir bei diesen Schilderungen der französischen Heere, denn aus einer Vergleichung geht hervor, daß die deutsche Armee bei Zola unvergleichlich besser wegkommt. Allerdings wird das Wort „prussien" fast immer nur in Verbindung mit „cochon" gebraucht, aber es darf nicht übersehen werden, daß dieses öde Schimpfen verzweifelten Soldaten und aufgeregten Weibern in den Mund gelegt wird. Zola gibt ja nur seine aufgestapelten Erkundigungen und Notizen wieder und schildert selten als Augenzeuge. Er kennt die deutschen Offiziere und Soldaten ganz und gar nicht. Es sind in seinem Buch alles große, ungeschlachte Gesellen (nur die Bayern sind klein!), und die Offiziere sind nur dann weniger barbarisch, wenn sie in Paris etwas Schliff bekommen haben. Wenn er einen Deutschen taufen soll, wird Zola unfreiwillig komisch. Ein Spion heißt Goliath, ein bayrisches Ungeheuer wird Gutmann genannt, weil es im Lazareth immer diese zwei Silben stammelt, ein Offizier aber heißt nach einer Zeitschrift, von der Zola gewiß einmal etwas läuten hörte, Monsieur de Gartlauben, capitaine de la landwehr. Dieser ist ein steifer und ernster Kamerad, aber wie umgewandelt, wenn er die leichtsinnige Fabrikantenfrau sieht, die ihn an der Nase herumführt; ihr zu Liebe übt der in Sedan Allvermögende seinen Einfluß, mildert Requisitionen, bestraft Plünderungen u. s. w., denn sein Onkel ist Gouverneur in Reims! Schauerlich ist das folgende Bildniß: „Ein untersetzter Bayer mit ungeheurem Kopf, von rothen Kopf- und Barthaaren bewachsen, unter denen man nichts sah, als eine breite, viereckige Nase und große blaue Augen. Er war von Blut befleckt, schreckhaft gleich einem Höhlenbären, einer jener struppigen Bestien, die ihrer Beute die Knochen zermalmt haben und noch ganz roth davon sind!" Von der deutschen Garnison in Sedan weiß Zola Folgendes zu erzählen. „Obgleich die Offiziere nur Wohnung und Feuer fordern durften, mußte man ihnen oft auch Essen bringen. Die Zimmer, wo sie schliefen, starrten von Schmutz. Oft kamen sie betrunken nach Hause und waren dann unausstehlicher als ihre Soldaten. Aber die strenge Disciplin hielt alles zusammen, so daß die Fälle von Nöthigung und Plünderung selten waren. In ganz Sedan gab es nur zwei geschändete Frauen. Die Offiziere," fabelt er weiter, „haben den kalten und harten militärischen Protestantismus, der in Bibelsprüchen sich ergeht und sich als Richter über das

Literatur und Kunst.

Zola und der deutsch-französische Krieg.

Von Theophil Zolling.

Das Erscheinen einer deutschen Ausgabe von Zola's „La Débâcle“ *) gibt einen erwünschten Anlaß, um auf den in Frankreich ebenso hochgepriesenen als in Deutschland viel geschmähten Kriegsroman zurückzukommen. Während die maßgebende Pariser Kritik dem Buche den Ehrentitel eines Meisterwerkes nicht versagt, haben deutsche Blätter sogar die bloße Uebersetzung des „Machwerks“ als eine landesverrätherische That gebrandmarkt. Das ist auf beiden Seiten ein Uebereifer und auf deutscher Seite eine Geschmacklosigkeit obendrein, denn der Sieger braucht wahrlich nicht so empfindlich zu sein. Dem „Zusammenbruch“ oder „Krach“ fehlt manches zum Meisterwerk, wenn er auch einer der besseren Bände in der langen Reihe der Rougon-Macquart'schen Familienchronik ist. Man kann es eine bedeutende Arbeit eines außerordentlichen Talents nennen. Es ist aber auch alles in allem ein gerechtes Buch, wenigstens so gerecht, als es das Werk eines patriotisch empfindenden Franzosen nur irgend sein kann. In diesem Punkte verdient Zola entschieden das Lob, daß er objectiver ist als irgend ein französischer Schilderer des „Schrecklichen Jahres“ in Prosa und Versen, von dem boshaften Banville und dem polternden Hugo bis zu dem rhetorischen Saint-Victor und dem giftigen Sarcey.

Der Aufbau und die Composition dieses historischen Romanes ist wohl durchdacht und natürlich. Erstes Buch: die Ereignisse auf dem Rückzuge bis Sedan; zweites Buch: das Kesseltreiben von Sedan und der Sturz des Kaisers; drittes Buch: die Kriegsgefangenschaft um Sedan, der militärische Spaziergang nach Berlin, wenn auch ohne Waffen und klingendes Spiel, die Commune. Diese letzte Episode ist fast ohne Vermittelung hinten angehängt und bis auf die prächtigen Schilderungen des brennenden Paris, die ganz offenbar auf Selbsterlebnissen des Verfassers beruhen, durchaus schablonenhaft und verfehlt. Besonders im vorletzten langen Kapitel fällt der Darsteller unausgesetzt aus seinem Erzählerton, indem er nur der lieben Vollständigkeit halber im nüchternsten Historiographenstil über die letzten Kämpfe und die beiden Belagerungen von Paris berichtet. Noch schwächer ist die Handlung, um die sich alle die Kriegsschilderungen ranken. Zola hat nach dem bekannten Recept von Erckmann-Chatrian zwei einfache Soldaten zu Helden erwählt, die erst feindselig sich gegenüber stehen, dann ihre gegenseitige Abneigung in gemeinsam bestandenen Gefahren bekämpfen, immer innigere Freunde werden und sich einige Male abwechselnd das Leben retten, bis endlich als letzte der zahllosen Zufälligkeiten der Eine von des Anderen Hand fällt, eine Symbolisirung zugleich des Bruderkrieges der Commune. Diese beiden Soldaten illustriren nun gleichsam mit ihren Thaten und Worten die Kriegsereignisse von Wörth bis zum Pariser Père La Chaise, und wenn man ihnen nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen hat, daß sie über strategische und taktische Züge kritisch wie Generalstäbler zu Gerichte sitzen, während ein gemeiner Soldat den Zusammenhang der Operationen in dieser Weise kaum übersehen und verstehen kann, so ist doch auch nicht zu vergessen, daß der eine Freund kein ungebildeter Troupier ist, sondern ein Studirter, Jurist, und daß Zola ihn sehr wohl zum Sprachrohr seiner eigenen Kriegskritik machen darf. Etwas bedenklicher klingt die Sache schon, wenn ein übrigens trefflich gezeichneter Spießbürger, der reiche Fabrikant von Sedan, nicht nur auf dem Schlachtfelde die Generäle und Offiziere belehrt, sondern von seines Daches Zinnen, das Fernrohr in der Hand, die tiefsinnigsten Beobachtungen über den Stand der Schlacht, die Bewegungen des Feindes u. s. w. anstellt. Aber die Zola hierin tadeln, haben meist keine Ahnung von der Technik des Romans und würden jedenfalls nicht wenig in Verlegenheit kommen, wenn sie sagen müßten, wie denn gegebenenfalls die Uebelstände hätten vermieden werden können. Vom Augenblick an, wo ein genaues und erschöpfendes Bild der Operationen angestrebt wurde, mußten auch die verschiedensten Figuren für Botenberichte und Kritiken herhalten. Daß Zola darin nicht immer glücklich ist, tritt selten störend hervor. Wir lächeln bloß, wenn eine Schenkmamsell uns in der Eile das ganze Gefolge des Kaisers Napoleons aufzählt: ein Stab von 25 Offizieren, 60 Leibgardisten, 6 Gendarmen, 73 Kammerherren u. s. w., eine halbe Seite lang. Da merkt man zu sehr die statistische Notiz, die sich Zola aus einer Fachschrift oder Zeitung ausgeschnitten hat, und die uns der Allwissende um keinen Preis schenken will. Aber wie gesagt, in der Regel verdeckt Zola seine nachträgliche Weisheit besser und weiß sie auch am rechten Ort anzubringen und der richtigen Figur in den Mund zu legen. Daß er schon aus seinem Stendhal-Beyle, dem Schilderer von Waterloo, gelernt hat, daß die Soldaten fast unbewußt einer Schlacht beiwohnen, das beweist er mit seinen soldatischen Nebenfiguren, dem frommen Bretonen, dem bornirten Troupierlieutenant und anderen Soldatentypen und Episoden. Es bleibt eben doch ein wunderbar vollständiges und packendes Bild der französischen Armee von damals. Der kranke, geschminkte Kaiser, der mit seinem unverschämten Gefolge da und dort gespensterhaft emportaucht, die kopflosen Generäle mit ihren widerspruchsvollen Befehlen, feige Streber, Gecken, Gamaschenknöpfe, tapfere Haudegen und schlichte Helden, Offiziere aller Waffen, der arme Teufel von Piou-Piou, vom rosenkranzbetenden Pfaffenzögling bis zum frechen Vorstadtpariser, die Banditen des Buschkrieges, das willenlose Kanonenfutter der levée en masse, der Trompeter von Sedan (frei nach Freiligrath), aufopfernde Sanitätsleute, Marodeure, Hyänen des Schlachtfeldes (meist Belgier und Juden, auf die Zola gleich schlecht zu sprechen ist), der prächtige Feldscher-Major, das Artilleristenpaar, der Cavallerist mit seinem geliebten Pferd ... Nur eine charakteristische Figur der französischen Armee fehlt, die Mutter oder die Tochter des Regiments, die kurzröckige stramme Marketenderin, die wir fromm und frech mitten unter den zerlumpten Soldaten von der Lisaineschlacht rittlings auf ihrem Klepper gesehen haben ... Nie sind die Gräuel des Schlachtfeldes, die moderne Massenmetzelei, im Vergleiche dazu das frühere Sengen und Morden der Soldateska wie ein harmloses Spiel erscheint, mit leuchtenderen Farben und einem größeren Aufwande von dichterischer Kraft geschildert worden. Wie blaß und rhetorisch nimmt sich daneben das Weibergeschwätz der Baronin Suttner aus! Es ist ein ganz anderer Protest gegen die civilisirte Kriegsbarbarei, flammender und hoffentlich auch wirksamer als alles Lamento der heutigen Elihu Burrit's und ihrer akademischen Friedenscongresse, obgleich Zola selbst offenbar von der Nothwendigkeit des Krieges überzeugt ist. Man lese die Beschreibung der Schlachten um Sedan, wie das Bataillon, nachdem es während sechs Wochen keine Patrone verschossen, stundenlang unter dem feindlichen Kartätschenhagel platt auf einem Krautacker liegt und dann ohne Befehl, bloß um die Nerven zu beruhigen, die Munition vergeudet und einen menschenleeren Wald beschießt.

Das feindliche Feuer nahm zu, und in dem wachsenden Lärmen und Tosen wurde Maurice von einer wahnsinnigen Angst ergriffen. Noch nie hatte er diesen kalten Schweiß, solche schmerzliche Schwäche in der Magengrube, dieses unwiderstehliche Bedürfniß gefühlt, sich zu erheben und heulend das Weite zu suchen. Aber Jean beobachtete ihn, packte ihn und hielt ihn fest, wobei er in den flimmernden Blicken des Freundes das Fieber der Feigheit beobachtete. Er schimpfte ihn aus, leise und väterlich, versuchte auch in heftigen Worten ihm seine Schande zum Bewußtsein zu bringen, denn es war ihm bekannt, daß man seinen Leuten am besten mit Fußtritten Muth einflößt. Die anderen Soldaten zitterten ebenfalls. Pache hatte die Augen voller Thränen und flennte unwillkürlich wie ein kleines Kind. Und Lapoulle schlug die Angst in die Eingeweide, und er flüchtete sich hinter eine Hecke, wo man ihn lachend mit Erde bewarf. Viele Andere verspürten dieselbe Wirkung, und unter dem Gelächter und den rohen Scherzen kehrte Allen der Muth wieder.

— — — Maurice hörte kaum die Stimme seines Kameraden in dem Summen und Schreien der Menge. Sein ganzer Kopf war voll vom

*) „Der Zusammenbruch“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) ist zuerst in Kürschner's Halbmonatschrift: „Aus fremden Zungen“ veröffentlicht worden.

Lärm, und er wußte selbst nicht, ob er Furcht hatte. Er war im Sturme mit fortgerissen von den Anderen, ohne eigenen Willen und nur von dem Wunsch erfüllt, sofort ein Ende zu machen. Und er war so sehr eine bloße Welle in diesem fluthenden Strome geworden, daß er bei einer plötzlichen Stockung am äußersten Ende des Grabens und im Anblick der Strecke, die noch erstürmt werden mußte, auf der Stelle von der Panik ergriffen wurde und zur Flucht bereit war. Es war bei ihm ein willenloser Instinkt, eine Empörung der Muskeln, die auf fremde Reize reagirten. Schon wandten sich einige zur Flucht, als der Oberst einherstürmte. Er spornte sein Pferd, vertrat den Fliehenden den Weg und sprach zu ihnen von Frankreich mit einer unter Thränen zitternden Stimme. Der Lieutenant Rochas war so ergriffen davon, daß er in einen fürchterlichen Zorn ausbrach. Er erhob seinen Degen und schlug wie mit einem Stock auf die Leute. Aber diese Heftigkeit, diese so zu sagen mit Fußtritten in's Feuer zurückgeführten Soldaten empörten den Oberst.

„Nein, nein, Lieutenant, sie folgen mir von selbst . . . Nicht wahr, meine Kinder, Ihr werdet Euren Oberst nicht allein mit den Preußen kämpfen lassen? Vorwärts, Marsch!"

Und er ritt voran, und wirklich folgten ihm Alle, denn er hatte wie ein Vater gesprochen, und man wäre ein Lump, wenn man ihn im Stich lassen wollte. Und während er allein ruhig auf seinem großen Pferd über die Felder voran galoppirte, zerstreuten sich die Soldaten in Jägerketten und benutzten jegliche Deckung. Statt des klassischen Angriffs, wie man ihn mit seinen geraden Linien im Manöver übt, sah man bald nichts weiter als gekrümmte Rücken, die sich dem Boden entlang duckten, einzelne Soldaten oder Gruppen kletternd, plötzlich springend und schlau und gelenkig die Hügelspitze nehmend. Aber die feindlichen Batterien hatten sie gesehen. Die Granaten warfen den Boden auf, und so dicht hagelten die Geschosse nieder, daß das Krachen und Knattern kein Ende nahm. Maurice und Jean fanden zum Glück eine Hecke, hinter der sie, ohne gesehen zu werden, entlang liefen. Gleichwohl durchbohrte eine Kugel die Schläfe eines Kameraden. Er fiel ihnen vor die Beine, und sie mußten ihn mit den Füßen aus dem Wege stoßen. Aber die Todten konnte man bald nicht mehr zählen, so viele waren ihrer. Alle Schrecken des Schlachtfeldes, ein Verwundeter, der laut heulend mit beiden Händen seine Eingeweide zurückhielt, ein Pferd mit zerschmetterten Schenkeln, das sich noch fortschleppte, der ganze entsetzliche Todeskampf ringsum ließen sie zuletzt ganz kalt, und das einzige, worunter sie litten, war die drückende Hitze der Mittagssonne, die auf ihre Schultern brannte.

„Dieser furchtbare Durst!" stammelte Maurice. „Mir ist es zum Ersticken. Riechst Du nicht diesen Gestank von Gebranntem, wie von verbrannter Leinwand?" Jean schüttelte den Kopf. „Ja, so roch es auch bei Solferino. Vielleicht ist es der Geruch der Schlacht. Wart', ich habe noch etwas Schnaps. Wir werden eins trinken."

Wenn ein deutscher Dichter die Sieger von Gravelotte und hundert Schlachten in ähnlich unbefangener Weise schildern wollte, wie Zola seine Landsleute, so würde bei uns wohl ein Sturm durch den ganzen Blätterwald gehen und der allgemeinen Entrüstung wäre kein Ende. Was sagten nun aber die Franzosen zu dieser Schilderung der — Rückseite des Heldenmuthes, zu diesen mit Prügeln in die Feuerlinie gehetzten Soldaten und ihrer Todesangst, wo nicht nur das Herz in die Hosen fällt? Kein Wort des Tadels wurde laut, weil man eben die allzu menschliche Schwäche der Natur als wahr erkannte.

Ueberhaupt schont der Autor seine Landsleute nicht im Geringsten. Die Disciplinlosigkeit der von Niederlage zu Niederlage taumelnden Truppen, Raub, Plünderung, Meuterei, nichts wird verheimlicht. Schon gleich nach den ersten Schlappen greifen Insubordination und Desertion um sich. Auf dem Rückzuge werfen die Soldaten, müde und hungernd, ihr schweres Gepäck und sogar die Waffen weg. „Ein Sergeant sprach mit wüthender Geringschätzung über diese Armee von zusammengelaufener Mannschaft, eine Herde von Einfaltspinseln, die man zur Schlachtbank befördert unter der Führung von Dummköpfen . . . Ja, recht saubere Chefs! War es nicht das Beste, sich zu Bett zu legen, wenn man solche Offiziere hatte? Drei Befehlshaber in zwei Stunden, drei Kerle, die nicht einmal genau wußten, was sie zu thun hatten und die sich widersprechende Befehle gaben! Nein, da konnte wirklich sogar der liebe Gott die Geduld verlieren und aufsässig werden! Und dunkle Beschuldigungen von Verrath kehrten wieder. Kein Zweifel, Ducrot und Wimpffen wollten Bismarck's drei Millionen verdienen, wie Mac-Mahon." Zola läßt auch erzählen, daß offene Meutereien ausbrachen. „Achtzehn Bataillone der Mobilgarde mußte man wegen Unbotmäßigkeit nach Paris zurückschicken; besonders das sechste Bataillon hätte um ein Haar seine Offiziere umgebracht. Im Felde wurden die Generäle täglich beschimpft, und die Soldaten grüßten seit Wörth nicht einmal mehr den Marschall Mac-Mahon." Kein Wunder, daß zuletzt die Gefangenschaft als eine Erlösung begrüßt wird! „Endlich war das Elend überstanden, sie brauchten sich nicht mehr zu schlagen! Seit so vielen Tagen litten sie von den ewigen Märschen mit leerem Magen. Und wozu sollte man auch weiter kämpfen, da man doch nicht der Stärkere war? War es nicht besser, daß die Führer sie verkauft hatten, um der Geschichte ein Ende zu machen. So würde man doch endlich weißes Brot bekommen und in Betten schlafen!" Und das Bild vom Abmarsch in die deutschen Festungen: „Die Herde nahm kein Ende. Die Leute drängten sich, traten sich auf die Hacken, in ihren zerlumpten Uniformen, die Köpfe gesenkt, die Blicke scheel, mit den runden Rücken und den hängenden Armen der Besiegten, denen nicht einmal ein Messer übrig blieb, um sich den Hals abzuschneiden . . . Soldaten ohne Waffen, mit geflickten Rothhosen und Mänteln, durch Schnüre zusammengehalten, so daß sie plündernden Zigeunern glichen, welche die aufgelesenen Lumpen irgend eines Schlachtfeldes austragen." Noch schlimmer kommen die Franctireurs weg, „auf die man so große Hoffnungen gebaut und die im ganzen Lande nichts als Klagen hervorriefen. Sie waren der Schrecken der Bauern geworden, und statt sie zu schützen, zerstampften sie ihnen die Felder. Den regelmäßigen Felddienst fliehend, schloß sich alles Lumpengesindel ihnen an und schätzte sich glücklich, der Disciplin zu entgehen und wie betrunkene Banditen durch die Wälder zu streichen, zu schlafen und sich zu betrinken."

Dieses harte Urtheil rief in den Pariser Blättern Berichtigungen und Proteste hervor, und Zola selbst erklärte hierauf, „offenbar" falsch berichtet worden zu sein. Natürlich setzte er sich, bloß um Ruhe zu haben, scheinbar in's Unrecht, denn es ist ihm nicht eingefallen, in den seitherigen Auflagen auch nur ein Jota zu ändern.

Mit Absicht verweilten wir bei diesen Schilderungen der französischen Heere, denn aus einer Vergleichung geht hervor, daß die deutsche Armee bei Zola unvergleichlich besser wegkommt. Allerdings wird das Wort „prussien" fast immer nur in Verbindung mit „cochon" gebraucht, aber es darf nicht übersehen werden, daß dieses öde Schimpfen verzweifelten Soldaten und aufgeregten Weibern in den Mund gelegt wird. Zola gibt ja nur seine aufgestapelten Erkundigungen und Notizen wieder und schildert selten als Augenzeuge. Er kennt die deutschen Offiziere und Soldaten ganz und gar nicht. Es sind in seinem Buch alles große, ungeschlachte Gesellen (nur die Bayern sind klein!), und die Offiziere sind nur dann weniger barbarisch, wenn sie in Paris etwas Schliff bekommen haben. Wenn er einen Deutschen taufen soll, wird Zola unfreiwillig komisch. Ein Spion heißt Goliath, ein bayrisches Ungeheuer wird Gutmann genannt, weil es im Lazareth immer diese zwei Silben stammelt, ein Offizier aber heißt nach einer Zeitschrift, von der Zola gewiß einmal etwas läuten hörte, Monsieur de Gartlauben, capitaine de la landwehr. Dieser ist ein steifer und ernster Kamerad, aber wie umgewandelt, wenn er die leichtsinnige Fabrikantenfrau sieht, die ihn an der Nase herumführt; ihr zu Liebe übt der in Sedan Allvermögende seinen Einfluß, mildert Requisitionen, bestraft Plünderungen u. s. w., denn sein Onkel ist Gouverneur in Reims! Schauerlich ist das folgende Bildniß: „Ein untersetzter Bayer mit ungeheurem Kopf, von rothen Kopf- und Barthaaren bewachsen, unter denen man nichts sah, als eine breite, viereckige Nase und große blaue Augen. Er war von Blut befleckt, schreckhaft gleich einem Höhlenbären, einer jener struppigen Bestien, die ihrer Beute die Knochen zermalmt haben und noch ganz roth davon sind!" Von der deutschen Garnison in Sedan weiß Zola Folgendes zu erzählen. „Obgleich die Offiziere nur Wohnung und Feuer fordern durften, mußte man ihnen oft auch Essen bringen. Die Zimmer, wo sie schliefen, starrten von Schmutz. Oft kamen sie betrunken nach Hause und waren dann unausstehlicher als ihre Soldaten. Aber die strenge Disciplin hielt alles zusammen, so daß die Fälle von Nöthigung und Plünderung selten waren. In ganz Sedan gab es nur zwei geschändete Frauen. Die Offiziere," fabelt er weiter, „haben den kalten und harten militärischen Protestantismus, der in Bibelsprüchen sich ergeht und sich als Richter über das

sündige Frankreich betrachtet!“ Als Zeugen der Commune beobachten sie „das Gesetz des Siegers, sich nie in die Händel der Besiegten zu mischen, die sie gewiß zu schmutzig erachten, um damit ihren ganz frischen Ruhm zu beschmutzen“. Bei solchem Unsinn kann man nur bedauern, daß Zola die Vorstudien zu seinem Romane bloß auf Land und Leute um Sedan und Paris beschränkt hat. Sedan ist von Metz nicht gar so weit, und seine Studienreise über die Grenze hätte ihm wenigstens deutsche Offiziere und Soldaten gezeigt, die in der Wirklichkeit etwas anders aussehen, als seine nach dem Gerede alter Weiber beiderlei Geschlechtes gezeichneten Barbaren.

Während er über die „Fabel vom Verrath“ spottet, „die noch nach zwanzig Jahren alle Jene, die damals Offiziersepauletten trugen, der Verachtung preisgibt“, huldigt er befremdend genug der Legende vom deutschen Spion. Es ist seine stärkste Concession an die nationale Einbildung, ein Denkmal der ebenfalls noch nach zwanzig Jahren blühenden Spionenriecherei. Die wildeste Colportageromantik entfaltet er jedesmal, wenn er den Spion Goliath im Hintergrunde vorüberhuschen läßt. Der Mann spricht natürlich so gut französisch wie deutsch, denn er ist vor dem Kriege als spionirender Oberknecht bei Bauern just in der Nähe von Sedan bedienstet gewesen, hat selbstverständlich auch eine welsche Dirne verführt, und nun lebt ihm hier von ihr ein Sprosse, der die Prüssiens instinktiv haßt. Als er nun von den drei Freischärlern gebunden und wie ein Schwein abgestochen wird, da schaut die angenehme Maid, die ihm mit ihrem Willen angehört hat (Dank für diese Gnade, Herr Zola!), ganz ruhig zu, wie sein Blut sich in den von ihr selbst herbeigeschleppten Kübel ergießt! Augenscheinlich ist die abscheuliche Schlächterei im Hinblick auf die gewiß nachfolgende Dramatisirung des Romans als applaussichere Bühnenscene erdacht. Man hört es wahrlich schon, das johlende Brausen des Beifalls, wenn im Ambigu die drei Mordbuben sich vor dem gefesselten Spion zu einem scherzhaften Kriegsgerichte constituiren. „Meine Herren,“ plädirt der wegen seiner allzu großen Vorliebe für kleine Mädchen vorbestrafte ehemalige Notar und jetzige Vaterlandsretter, „mein Klient ist die niederträchtigste Kanaille, die es gibt, und ich hätte gar nicht seine Vertheidigung übernommen, wenn ich nicht als mildernden Umstand zu seinen Gunsten anführen könnte, daß in seinem Lande alle so sind, wie er. In Frankreich fassen wir Spione nur mit der Feuerzange an, während das in Preußen eine sehr ehrenvolle Laufbahn ist“ u. s. w.

Trotz dieser unwürdigen Schmeichelei der niederen Volksleidenschaften seiner Landsleute ersehen wir doch wieder aus zahlreichen anderen Stellen, daß Zola auch dem Erbfeinde gegenüber Gerechtigkeit an den Tag legt und in dieser Beziehung die meisten Franzosen, die über den Feldzug schrieben, um Haupteslänge überragt. Wohl kehrt auch bei ihm die Verzweiflung der kampflustigen Rothhosen über den unsichtbaren Feind — die Lüge von der bloß numerischen Ueberlegenheit der Feinde (Zehn gegen Einen!) — immer wieder, aber abgesehen davon, daß da nur die Wuth der schlecht geführten Besiegten spricht, so entschlüpfen doch Zola oft genug anerkennende und bewundernde Worte. Es ist ein gar feiner Zug, daß seine Troupiers fortwährend über die prudence, die kluge (d. h. natürlich feige) Vorsicht der kämpfenden Prüssiens spötteln, aber am Schluß üben die Versailler selbst „die übertreibende Tactik jener prudence extraordinaire, von den furchtbaren Niederlagen gewitzigt, die ihnen die Preußen beigebracht haben.“ Und was sind alle Gräuel und Schandthaten der Deutschen, die wenigstens die Weiber schonen, im Vergleiche zu der von Zola gebrandmarkten „reactionären Wuth“ der Versailler Regierungstruppen, die bei der Niederwerfung der Commune Frauen und Kinder zu Pulver und Blei begnadigen, wobei ihnen die kriegsmüden Pariser Spießbürger noch Schergendienste leisten! Hier vergißt Zola alle naturalistische Objectivität und wird ein Juvenal, dem die Entrüstung die Feder führt. Alle Gräuel von Bazeilles verschwinden neben diesem wilden, barbarischen Bruderkampfe.

Hoch rechnen wir es ihm ferner an, daß er die französische Geschichtslüge von den Pendulendieben, die schon fast zum Nationaldogma erhoben ist, vollständig todtschweigt. Nur zweimal hat es den Anschein, als wollte auch er in diese Abgeschmacktheit verfallen. Bei der Eroberung von Bazeilles schildert er den rauchenden Trümmerhaufen des zerstörten Dorfes und wie ganz oben hinter einer ausgebrannten Fensterhöhle eine unversehrte Pendule steht. Aha, da kommt die Unausweichliche! dachten wir, aber nein, es ist keine Rede mehr davon. Hat Zola sich vielleicht geschämt und den etwa daran geknüpften Diebstahl nachträglich gestrichen? Gewiß war es ihm nicht entgangen, daß die Legende nur von dem bösen Gewissen der Franzosen dem deutschen Erbfeind angehängt wurde. Französische Schriftsteller selbst haben ja constatirt, daß 1860 bei der Plünderung des chinesischen Kaiserpalastes die Soldaten mit besonderer Vorliebe die Pendulen fortschleppten, während der biedere Graf von Palikao, der letzte kaiserliche Kriegsminister, sich an werthvollere Beute hielt. Zola selbst scheint seiner Landsleute Vorliebe für Pendulen sehr wohl zu kennen, denn ganz am Schlusse werden wirklich solche gestohlen, aber wieder nicht von den bösen Preußen, sondern von der Geliebten eines Chefs der Commune, gewiß eine köstliche Satire auf die ganze Pendulenfabel. Zum Schlusse noch eine hübsche Idylle, ein wohlthuendes und versöhnliches Stück Frieden im Kriege:

In der Hütte sah man lauter Preußen in Gesellschaft einer Magd und ihres Kindes. Es war ein Winkel der patriarchalischen Gemüthlichkeit, der lieblichen Ruhe nach all den Mühsalen der vorhergehenden Tage. Einige Soldaten bürsteten sorgfältig ihre Uniformen, die auf Waschleinen hingen. Ein Anderer flickte ganz geschickt seine Hose, während der Küchenmeister in der Mitte des Hofes ein großes Feuer angezündet hatte, worüber in einem großen Kessel die Suppe brodelte und einen guten Geruch von Kraut und Speck verbreitete. Die Eroberer richteten sich in vollkommener Ruhe und Ordnung häuslich ein. Man hätte stille Bürger vermuthen können, die am eigenen Herd ihre langen Pfeifen rauchen. Auf einer Bank vor der Thür hatte ein großer, rother Soldat das Kind der Magd in den Arm genommen, einen Jungen von fünf oder sechs Jahren. Er ließ ihn auf seinen Knieen reiten, sagte ihm deutsche Koseworte und lachte mit dem Kinde über seine fremde Sprache und ihre rauhen Silben, die es nicht verstand. Ja, diese Preußen dort waren entschieden brave Leute.

Wer seinen guten deutschen Humor auch gegenüber erbfeindlicher Schmähung und Mißgunst bewahren kann, der mag sich an das französische Original halten. Die deutsche Ausgabe hat für die Empfindlichen die ärgerlichsten Stellen, so weit es möglich war, gemildert und beseitigt. Da aber die Franzosen sich über das viel weniger geschmeichelte Bild ihrer Helden nicht erzürnt haben, so sehen wir nicht ein, warum der deutsche Leser sich über einigen echt französischen Windbeuteleien die großartigen Kriegsbilder und die Bewunderung eines starken Talentes verwidern lassen sollte. Wir brauchen wahrlich nicht chauvinistischer zu sein, als Monsieur Chauvin in eigener Person.

Robert Schumann als Liedercomponist.

Von Benno Röttgers.

Unter den großen deutschen Liedercomponisten ist Robert Schumann vermöge seiner tiefangelegten romantischen Natur, sowie seiner feinen Bildung, einer der geistvollsten. Eher als die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger auf diesem Gebiet des lyrischen Liedes, kann man ihn als Dichtercomponisten bezeichnen; nicht in dem Sinne freilich, wie Wagner ein solcher ist. Schumann, obwohl auch im letzteren Sinne nicht ohne hervorragendes Talent (sind doch eine große Zahl seiner kritischen Besprechungen der Werke anderer Componisten geradezu poetische Umdichtungen derselben), hat die von ihm componirten Texte nicht selbst gedichtet. Aber selten hat es einer wie er verstanden, den poetischen Gehalt der Dichtung musikalisch tiefer auszugestalten, in der engsten Vermählung von Text, Gesang und Begleitung eine Nachdichtung in Tönen zu schaffen. Wie

es bei Schumann's Entwickelungsgang natürlich war, fällt die Hauptrolle dabei der Klavierpartie zu. Obwohl der große Componist später alle Formen seiner Kunst pflegte und, höchstens die Oper ausgenommen, meisterhaft beherrschte, so hat doch keiner in so engbegrenzter Weise seinen Ausgangspunkt vom Klavier genommen, wie gerade er. Alle Werke aus seiner früheren Periode (Op. 1—23) können gar nicht besser bezeichnet werden, denn als Dichtungen am Klavier. Sein Geist war voll von poetischen Ideen und Empfindungen, die durch eifrige Lectüre und namentlich durch die eingehende Beschäftigung mit Jean Paul's Werken fortwährend neue Nahrung fanden und sich zu kleineren oder größeren musikalischen Skizzen und Zeichnungen verdichteten. Von rein musikalischem Standpunkt aus hat man dem Componisten in seinen früheren Werken den Mangel an Beherrschung der Form vorgeworfen. Es mag das einer der Gründe gewesen sein, warum Mendelssohn, der Beherrscher der klassischen Form unter den Romantikern, in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft nicht gerade viel Aufhebens von Schumann's Genie gemacht hat. Wenn dieser Vorwurf von jenem Standpunkt aus an sich nicht ganz unberechtigt erscheint, so haben diese Jugendwerke doch den hohen Vorzug, in gedrängtester Form einen überraschenden Reichthum von höchst originellen, stets fesselnden musikalischen Gedanken zu bieten, und auch in der harmonischen Grundlage und der technischen Behandlung ganz neue Bahnen zu eröffnen. Nachdem Schumann mehrere Jahre hindurch seine tiefsten musikalischen Empfindungen nur durch das Medium des Klaviers offenbart hatte, wandte er sich im Jahre 1840 fast ausschließlich dem Liede zu. Es ist von Wichtigkeit, dabei hervorzuheben, daß es die freilich schon lange in seinem Herzen gehegte Liebe zu Clara Wieck, der genialen Clavierspielerin, war, die den sprudelnden Quell seiner Lieder an das Tageslicht brachte. Am 12. September des genannten Jahres war die gefeierte Künstlerin endlich, nach jahrelangem Ringen und Kämpfen die Seine geworden. So war es denn natürlich, daß die meisten der so entstehenden Lieder der Verherrlichung seiner Liebe gewidmet waren. Allerdings singen sie nicht bloß von Liebeslust; in den ergreifendsten Tönen weiß der Dichtercomponist auch das Harren und Ringen, die Resignation und die dumpfe Verzweiflung auszumalen. Die Zahl der in dieser Zeit geschaffenen Lieder beträgt 138, darunter freilich auch einige für mehrstimmigen Gesang. Ist diese Zahl schon überraschend groß, so grenzt der Reichthum der Erfindung geradezu an das Wunderbare. Der geniale Künstler hat denn auch gleich das Schönste geschaffen, was ihm auf diesem Gebiet gelingen konnte. Kehrte er in späteren Jahren gern wieder zu der Composition von Vokalwerken, namentlich Liedern zurück, so gehören doch seine vollendetsten Schöpfungen fast alle dem einen Jahre 1840 an.

In der Musik ist es selbstredend schwerer als in irgend einer anderen Kunst, sich von der schöpferischen Thätigkeit des Künstlers eine Vorstellung zu machen. Die Intuition, die geniale Eingebung, steht bei den größten Instrumentalwerken derartig im Vordergrund, daß dem Theoretiker und Kunstphilosophen Worte nur zu Gebote stehen für die Kritik der Form, der Stimmführung, aber nicht für die eigentliche Schönheit der Schöpfung. Etwas günstiger gestaltet sich die Aufgabe des Aesthetikers bei den Vokalwerken. Da kann er, absehend von der intuitiven Art der Schöpfung, manchmal den Gedankengang der Composition deutlich an der Hand der Textworte verfolgen und die Gründe klarlegen, warum der Componist eine Dichtung gerade so und nicht anders in Musik verkörperte; er braucht dabei dem Kunstwerk und dem Genius des Schöpfers nicht im Geringsten zu nahe zu treten. Auch Schumann's herrlichste Lieder sind voll von solchen Schönheiten, die unmittelbar durch des Dichters Worte angeregt wurden und den Eindruck derartig steigern, daß der Inhalt des Liedes, die in demselben zum Ausdruck kommenden Empfindungen und der poetische Localton auf das deutlichste zum Bewußtsein gelangen, ja handgreiflich werden. Es ist nicht bloß von hohem ästhetischen Interesse, des Meisters Lieder daraufhin zu prüfen; auch jeder, der sich daran macht, diese herrlichen Compositionen zu singen oder zu begleiten, wird genöthigt sein, sich über alle Feinheiten in der Auffassung des Componisten eine klare Erkenntniß zu verschaffen, falls die Wiedergabe des Liedes höheren Ansprüchen genügen soll. Sehr viele von ihnen wirken vorzüglich bei dem Concertvortrag; aber alle verdienen unter die Perlen der Hausmusik gerechnet zu werden. Auf einige der Eigenthümlichkeiten dieser Lieder sei nun hier die Aufmerksamkeit des Lesers gelenkt.

Vor Schumann hat wohl kaum ein Componist in seinen Werken die „Frage" so vielfach und originell musikalisch zum Ausdruck gebracht, wie dies in einigen Klavierstücken und Liedern unseres Meisters geschieht. Da die Kenntniß seiner früheren Klavierwerke außerordentlich viel zum Verständniß aller späteren Compositionen beiträgt, so sei hier wenigstens der einen reizenden und originellen Skizze gedacht, die der Meister „Warum?" betitelt hat (Op. 12, Nr. 3 der Phantasiestücke). Sie besteht nur aus 42 Tacten, aber wie viel köstliche Musik enthält dieser seelenvolle Zwiegesang! Das ist ein Sehnen nach Lösung von Räthseln und Zweifeln, welche die Seele in ihren Tiefen bewegen. Ist es ein bloßer Zufall, daß Rob. Franz jubelndes Lied „Er ist gekommen in Sturm und Regen", (Op. 4 Nr. 7) genau mit demselben Motiv auf denselben Accorden beginnt, so ist er jedenfalls interessant. Denn seinem ganzen Inhalt und der Stimmung nach könnte dies Lied als Antwort auf Schumann's „Warum?" gelten. (Das fragende Motiv wird natürlich in seiner erweiterten Gestalt anders phrasirt, auch darf man sich nicht an den Titel „Warum?" klammern, sondern muß den Charakter der Frage allein in Betracht ziehen.) Als eine solche Frage hat nun Schumann auch das viel gesungene Lied „Im wunderschönen Monat Mai" (Dichterliebe Op. 48 Nr. 1) nicht in der Tonika, sondern mit dem Dominantseptimenaccord zu Ende geführt. Ein außerordentlich feinsinniger Zug, denn in der That bleibt das Liebesgeständniß in den beiden kurzen Strophen ohne Antwort. Der Dichter schließt mit den Worten: „Da hab' ich ihr gestanden mein Sehnen und Verlangen." Der Componist konnte das musikalisch gewiß nicht schöner zum Ausdruck bringen als durch den dissonirenden Accord, der seiner Auflösung harrt. Da das Lied den Cyclus Dichterliebe eröffnet, so konnte es nicht anders sein, als daß zur Wahrung des musikalischen Zusammenhanges die folgende Nummer („Aus meinen Thränen sprießen viel blühende Blumen hervor") die Auflösung des fragenden Accordes bringt. Uebrigens sei hier noch aufmerksam gemacht auf die eigenartige Brechung der Accorde in der Begleitung, ein musikalisches „als alle Knospen sprangen", sowie auf die wunderbare Klangwirkung, die dem Klaviere durch die Vertheilung der Töne über verschiedene Octaven entlockt wird. — Eine Auflösung des disharmonirenden Schlußaccordes findet sich nicht in allen ähnlichen Fällen. Bei dem stimmungsvollen Liedchen „Frage" (Op. 35 Nr. 9) fehlt sie. Der wehmüthig fragende, aber durchaus nicht qualvolle Inhalt der Worte, ein Lächeln unter Thränen, bei dem noch ein Schimmer von Hoffnung durchstrahlt, hat offenbar den Componisten veranlaßt, auch hier auf der Dominante, statt auf der Tonika zu schließen. Die Septime im Schlußaccord fehlt, sodaß der Schluß nicht so entschieden ungelöst ausklingt, doch aber deutlich den Charakter einer Frage trägt. — Einen viel ergreifenderen Abschluß aber hat das Lied „Die Nonne" (Op. 49 Nr 3). Es ist ein vorzügliches Beispiel dafür, in welch feinfühliger Weise der Componist den Stimmungswechsel in den Worten auch musikalisch ausgestaltet. Das Vorspiel beginnt in ruhigen, ernsten Accorden in Des-dur, die in höchst gesangvoller Weise nach As-dur moduliren. Beim Einsatz der Singstimme wiederholt sich die Periode genau in derselben Weise; durch enharmonische Verwechselung bringt der Mittelsatz die Tonart E-dur und mit ihr den Charakter eines festlichen Marsches, entsprechend dem im Texte angedeuteten Hochzeitsfest, welches die unglückliche Nonne vom Rosengarten aus beobachtet. Der Nachsatz nimmt mit der ursprünglichen Tonart auch dieselbe ernste Harmoniefolge auf. Dann aber schildert der Dichter, wie die Nonne am Fenster drüben die holde Erscheinung der Braut erblickt: die ganze Bitterkeit ihrer Lage, die „Freudlosigkeit" ihrer Zukunft kommt ihr zum Bewußtsein. Dementsprechend

wird das Tempo des Liedes noch langsamer, die Stimmführung leidenschaftlich herbe. In den Vorhalten und vor allem in dem weiten Intervall (verminderte Septime a-his) des drittletzten Tactes malt sich die tiefe Kluft zwischen der Lage der Braut und der Nonne, der „freudelosen". Das Lied schließt mit dem Septimenaccord auf gis, dessen herber Vorhalt e anzeigt, daß nicht das Des-dur des Anfangs, sondern das düster tönende Cis-moll den nicht erklingenden Schlußaccord bilden müßte.

Der Gegensatz zwischen heiterem Lebens- und Liebesgenuß und schmerzvoller Entsagung, der in diesem Liede zum Ausdruck gelangt, ist von Schumann noch mehrere Male in höchst origineller Weise musikalisch verwerthet worden; nur mit dem Unterschiede, daß in dem erwähnten Gedicht der Gegensatz gewissermaßen objectiv behandelt ist, während er in den folgenden Liedern subjectiv individuell existirt, insofern als die Braut, deren Hochzeit gefeiert wird, die ehemalige Geliebte desjenigen ist, der seine Empfindungen zum Ausdruck bringt. Infolgedessen sind die Farbentöne in diesen Liedern viel greller gemischt, die Contraste von toller Lust und bitterem Herzweh noch eindringlicher zur Anschauung gebracht. Es handelt sich um die drei Lieder „Das ist ein Flöten und ein Geigen" (Dichterliebe, Op. 48) „Der arme Peter" (Romanzen und Balladen, Op. 53 Nr. 3) und „Der Spielmann (Op. 40 Nr. 4). Der Dichter schildert in jedem der Gedichte, wie der verstoßene oder zurückgewiesene Geliebte seine ehemalige Braut mit einem glücklicheren Nebenbuhler den Hochzeitsreigen tanzen sieht. In dem ersterwähnten wird die prägnante, zum Theil naturgemäß recitativisch behandelte Melodie von einem genialen Wirbeltanz umwogt, der die ganze Scala vom wildesten Jubel bis zum bittersten Aufschrei des gemarterten Herzens durchmißt. Derselbe ist dabei so eigenthümlich instrumentirt, daß man in der That aus der Klavierpartie im Verein mit der Singstimme all die Flöten und Geigen, Trompeten und Schalmeien heraushören kann, von denen der Dichter erzählt. An Auffassung und Vortrag stellt ein solches Lied natürlich die höchsten Anforderungen an den Sänger sowohl wie an den Begleiter. — Von grausiger Wirkung ist „Der Spielmann"; der Text stammt von dem dänischen Dichter H. C. Andersen. Auch hier bewegt sich die Musik im dreitheiligen Tanzrhythmus, die Melodie schließt sich zum Theil eng an die Tanzweise an; an einzelnen Stellen bewegt sie sich in jenen Gegensätzen zwischen hoher und tiefer Lage, die bekanntlich bei Schumann manchmal die Sangbarkeit sehr erschweren, aber so außerordentlich charakteristisch wirken, daß unsere Sänger und Sängerinnen sich eben mit der Eigenthümlichkeit abfinden müssen und es bei gutem Willen auch fertig bringen. Die Modulationen und der aufregende Rhythmus verleihen dem Liede bis zum Schluß einen sich immer mehr steigernden Charakter des Grauenvollen, der in den letzten Worten des Textes einen peinlichen Abschluß findet. Wenn nicht diese Composition auch aus den besten Jahren des später so unheilvoll endenden Componisten stammte, so könnte man beinahe darin eine Vorahnung seines eigenen traurigen Lebensabends sehen. — In der Mitte zwischen diesen beiden Liedern steht die aus drei Theilen zusammengesetzte Romanze „Der arme Peter." Die Tanzweise im ersten Theil, ein Ländler, ist von einer harmlos reizenden Art, nur die Singstimme hält den Gegensatz in rührender Weise aufrecht, zumal bei den Schlußworten. Der Monolog Peters (II.) ist recitativisch gehalten, die Begleitung nimmt Motive des Tanzes mit der Wendung nach Moll auf. Feinsinnig im höchsten Grade ist dann die Stelle im dritten Theil, wo die Antwort auf das Geflüster der Mädchen erfolgt. Bei der Fortsetzung hört man geradezu den Trauermarsch, mit dem der arme Peter zu Grabe geleitet wird, und in den posaunenartigen Wiederholungen des c die Posaunen des jüngsten Tages. Auch hier ist der Stimmungswechsel in wunderbarster Anlehnung an die Poesie musikalisch vertieft.

Solcher Beispiele könnten noch viele angeführt werden. Sie zeigen, wie sehr Schumann selbst sich in die Lage eines unglücklich Liebenden hineinversetzen konnte; hatte er doch auch Jahre des Bangens und bitterer Verzweiflung durchmachen müssen. Daß aber der feine Humor seiner Charakteranlage nicht fern lag, das hat er uns auch wieder in so manchen anderen herrlichen Erzeugnissen seines Genius kund gethan. Wie köstlich spricht sich dieser Humor aus in dem reizenden Liedchen „Die Soldatenbraut", von Mörike (Op. 64 Nr. 1). Was der Dichter von Humor in seine Worte hinein gelegt hat, findet beim Componisten lauten Widerhall und eine wunderhübsche Wiedergabe in der ritterlich klingenden Musik mit dem kurzen, aber überaus wirkungsvollen Gegensatz bei den Worten:

„Es schimmern drei Sterne so hell
Dort über Marienkapell!
Da knüpft uns ein rosenroth Band —
Und ein Hauskreuz ist auch bei der Hand."

Auch in der Composition von Chamisso's „Verrathene Liebe" sprudelt die Musik zuletzt vor Humor über. Die Begleitung ist von Anfang an auf das Aeußerste beschränkt; die Singstimme wird nur durch einige Accorde zur Andeutung der Tonart unterstützt, und ein ganz kurzes Motiv dient zur Ueberleitung der einzelnen Verszeilen. Alles ist im Flüsterton zu denken, gemäß der vertraulichen Erinnerung:

„Da Nachts wir uns küßten, o Mädchen,
Hat Keiner uns zugeschaut."

Die Begleitung wahrt diesen zurückhaltenden Charakter; nur das kurze Sechzehntelmotiv huscht stets wie ein verstohlener Späher dazwischen. Allein bei den Worten

„Da sang derselbige Fischer
Es seiner Liebsten vor.
Nun singen's auf Straßen und Märkten
Die Knaben und Mädchen im Chor"

werden die Accorde erst allmählich voller, die motivischen Gebilde häufen sich, zum Schluß kommt ein übersprudelndes achttactiges Nachspiel, unter dessen sich überstürzenden Figuren man sich den Chor lebhaft vergegenwärtigen kann. Mit dem im sechsten Tact eintretenden Diminuendo verliert sich das Stimmengewirr in der Ferne.

Wenn schon in diesen kleinen harmlosen Liedchen das Nachspiel eine wichtige Rolle spielt, so sei hier noch darauf aufmerksam gemacht, welche bedeutende, ja geradezu selbständige Stellung die Nachspiele bei des Meisters hervorragenderen Liedercompositionen, namentlich in den Liedercyclen einnehmen. Manchmal bilden sie den instrumentalen Ausklang der im Lied zur Verkörperung gelangten Stimmung, wie in mehreren Gesängen der Dichterliebe. Bald malen sie weiter aus, was die Worte des Dichters nur andeuten. In „Hör ich das Liedchen klingen" (Dichterliebe, Op. 48 Nr. 10) geht neben der Singstimme eine reizende Melodie im Klavier her, das Liedchen eben, das der Dichter hört. Im Nachspiel findet es seine Fortsetzung, geht dann aber in chromatisch ansteigende leidenschaftliche Harmoniefolgen über, die sich in einen charakteristischen, durch dritthalb Octaven rasch in die Tiefe stürzenden Gang auflösen, der über herben Dissonanzen aufgebaut ist, eine echt musikalische Verkörperung des „übergroßen Wehs", das sich in Thränen auflöst. Von tiefster Wirkung ist ferner das Nachspiel in dem Cyclus „Frauenliebe und Leben." Nachdem im Schlußgesang der Tod des geliebten Gatten beklagt ist, greift das Nachspiel wieder auf das Motiv des ersten Liedes zurück, das mit den Worten anhebt: „Seit ich ihn gesehen, glaub ich blind zu sein." Schöner konnte die schmerzvolle Erinnerung musikalisch nicht zum Ausdruck gebracht werden, ganz abgesehen von dem anderen bedeutungsvollen Umstand, daß durch dies Zurückgreifen auf den Anfang die sämmtlichen Lieder des Cyclus in künstlerischer Einheitlichkeit zusammengefaßt werden. Wenn es gestattet ist, nach diesem ernsten Werk noch auf ein anderes nicht minder interessantes hinzuweisen, so ist es der Abschluß des bekannten Heine'schen Liedes „Die beiden Grenadiere" (Op. 49 Nr. 1). Die Musik hebt in marschähnlichem Tempo, jedoch in erzählendem Tone an, steigert sich in dem leidenschaftlich martialischen Charakter von Strophe zu Strophe, bis sie schließlich bei den Worten „Dann reitet der Kaiser wohl über mein Grab" in den Klängen der Marseillaise gipfelt. Vor

etwa einem Jahrzehnt befand sich der Verfasser dieser Zeilen in einer englischen Abendgesellschaft in Paris, an der auch zwei Französinnen theilnahmen. Es wurde musizirt und die englischen Herren baten in nicht gerade tactvoller Weise, wenn es auch nicht böse gemeint war, den Verfasser mehrere Male, die „Wacht am Rhein" zu spielen. Um der Sache ein Ende zu machen, trug er schließlich die eben erwähnte Ballade von Schumann vor. Kaum waren die letzten Töne verklungen, so setzte sich die eine der beiden Damen an den Flügel und spielte zum Erstaunen aller Anwesenden, sie die Französin, die „Wacht am Rhein." Diese Neutralitätserklärung auf musikalischem Boden ist eine der angenehmsten Erinnerungen des Verfassers an seinen damaligen Aufenthalt bei dem Nachbarvolk jenseits der Vogesen; und er verdankt sie einem so kernigen, gemüthstiefen Deutschen, wie es Robert Schumann war.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Briefmarkensammler.

Von Felix von Stenglin.

Er stand heute spät auf, der Herr Egon Klebrig, denn er war auch spät nach Hause gekommen von einer Sitzung des Briefmarkenvereins „Allzeit voran", woselbst heiß gestritten worden um eines der wichtigsten Güter der Menschheit.

Ob seine Frau böse war? Nicht im Geringsten. Denn in diesem Punkt erkannte sie die Größe und Ueberlegenheit ihres Gemahls unumwunden an. Und dann — Alles hätte sie antasten, Alles ihm verbieten dürfen, aber niemals hätte er sich eine Sitzung des Vereins „Allzeit voran" entgehen lassen. Darin war er energisch, unerbittlich, während er sonst eher eine gutmüthige Natur genannt werden konnte.

Das bewies schon die unverbrüchliche Anhänglichkeit, welche er der Philatelie geschworen und nun schon Jahre lang gehalten hatte. Ein strenges Gemüth kann nicht so innig lieben.

Heute morgen stieg er mit dem rechten Bein in das linke Beinkleid, denn die gestern Abend verhandelten Dinge schwirrten ihm noch im Kopf herum. Er griff zu dem Glase Citronenwasser, welches er Abends und Morgens zu sich zu nehmen pflegte, da seine stets sehr aufgeregte — weil so sehr in Anspruch genommene — Denkkraft doch eine gewisse Reizbarkeit in ihm erzeugt hatte. Der Trank beruhigte ihn etwas, und er konnte nun mit größerer Schärfe an das gestern Gehörte zurückdenken. — Plötzlich empfand er einen merklichen Stich an seiner linken Seite. Er zog sein Portemonnaie hervor, öffnete es, und ein gelindes Frösteln überfuhr ihn. Mein Gott, wie waren die 150 Mark zusammengeschmolzen, die er gestern in die Tasche gesteckt hatte! Doch, hatte er nicht auch etwas dafür gehabt?! Freilich hatte er das! Seine Frau verlangte immer nach einem neuen Wintermantel. Du mein Gott, man kennt die Frauen. Immer etwas Ueberflüssiges! Wenn man einen Mantel fünf Jahre lang trägt, kann man ihn auch noch ein sechstes Jahr tragen . . . Herr Klebrig zog unter dem Kopfkissen seine Brieftasche hervor und entzog ihr sechs kleine viereckige Papierchen, welche er der Reihe nach immer wieder und wieder betrachtete. Und dabei kam ihm ein großer Gedanke: Lassen sich ideale Dinge überhaupt bezahlen?! Dieser Gedanke stärkte und erhob ihn. Von diesem Standpunkt hatte er Spottpreise für seine neuen Erwerbungen gezahlt. Zehn Mark für diese „Sachsen, drei Pfennig, roth", zwanzig Mark für „Britisch Columbia 1 Dollar grün", und gar nur fünf Mark für diese seltene Postkarte aus Honolulu mit dem Bildniß Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Like-Like — alles wie geschenkt! Jetzt nur eine Seele haben, mit der man sich so recht aussprechen könnte — die einen so recht verstände! Das war aber nun Herrn Klebig's geheimer Kummer, daß seine gute Frau — mein Gott, sie war ja als Hausfrau recht tüchtig, aber das waren Andere auch — daß gerade seine Frau an der Seite eines geistig regen Mannes dahin schritt, ohne eine Spur von wirklichem Verständniß für seine Bestrebungen zu haben! Herr Klebrig hatte die Arme auf seine Knie gestützt und stierte traurig vor sich hin. Ein Seufzer entrang sich seiner Brust. Da schauerte er zusammen. Halb angekleidet wie er war, hatte er sich zu sehr seinem Sinnen überlassen und sich gewiß erkältet. Immer doch wird der Mensch auf den Höhen seines Lebens noch allzu sehr an seine irdische Abstammung erinnert!

Schnell kleidete sich Herr Klebrig an, trank sein Citronenwasser aus und fühlte sich wieder ganz als Mann und Philatelist. Er, der dem Altmeister Ixius nichts nachgab an Fachkenntnissen — er war denn doch kein zu unterschätzender Vorkämpfer für die gute Sache, für die Verbreitung der Philatelie.

Philatelie! — Du weißt nicht, was das ist? O lieber Leser, welche Blöße Du dir gibst! Die Welt um Dich hat sich verändert und Du fühlst es nicht. Gewaltige Strömungen umblasen Dich, und Du spürst nichts davon. Wir schreiten einer neuen Zeit entgegen. Schon sehen wir die Morgenröthe anbrechen.

Die vier Facultäten reichen längst nicht mehr aus. Neue Lehrstühle sind auf den Universitäten errichtet worden. Warum sollte man nicht auch einen solchen für die Philatelie schaffen? Philatelie ist nämlich die Lehre von den Briefmarken oder die Briefmarkenkunde.

Wie entsteht eine Wissenschaft? Man interessirt sich für etwas, man theilt Anderen dies Interesse mit, man gibt ihr einen griechischen Namen, der möglichst mit „Phi" anfangen muß. Dann hat man sie. —

Die Briefmarkenzeitung kam. Nun ging es an ein Studiren und Forschen! Von der ganzen philatelistischen Tagesliteratur war doch diese „Neue deutsche Briefmarken-Zeitung" die geschickteste und wissenschaftlichst redigirte. Sie war Vereinsorgan des württembergischen Philatelistenvereins „Germania" und der Postwerthzeichen-Vereinigung „Bis zur Sonne" und wurde abgesetzt in 20,000 Exemplaren. Diese Leserzahl beweist besser als alles Andere, wie tief die Lehre von den Briefmarken in das Mark des deutschen Volkes eingedrungen ist!

Und welch' leidenschaftliche, opferbereite Liebe zur Sache athmete wieder der heutige Leitartikel, von dem es ein öffentliches Geheimniß war, daß ihn der Professor — nein, pardon! noch nicht — — der Dr. Ixius — Altmeister Ixius! — schrieb. „Im ernsten Forschen", so ruft er aus, „liegt die Gewähr für die Zukunft, und schwere Aufgaben harren noch der Lösung . . . Die Redaction wird, wie bisher, auf dem Standpunkte echter Parteilosigkeit verharren, sich aller persönlichen Polemik enthalten, das Gute loben und das Schlechte tadeln, von wannen es komme." Wie hübsch, wie edel von der Redaction! Und weiter: „Gern werden wir reformatorischen Ideen auf dem Gebiete unserer Wissenschaft die Spalten öffnen und arbeiten für den förderlichen Ausbau der Philatelie!" Gigantisch! Und so ging es fort. Ein Mann, dieser Ixius, dem das Herz im Busen glüht für Gott und Philatelie! „Mit philatelistischem Gruß", schloß der Leitartikler, „zeichnet die Redaction."

Klebrig war tief bewegt. Bei den letzten Worten war ihn ein begeisterter Schauer überkommen. Wie neu, wie wahr, wie kühn, wie zukunftsrosig, dies: Mit philatelistischem Gruß! . . . Ja, dachte er, unter diesem Zeichen werden sie sich alle um unser Banner schaaren, die zukünftigen Geschlechter!

Aber wie gewissenhaft die Redaction war, das zeigte sich erst recht in dem ferneren Theil der Zeitung. O es ließ sich gewiß streiten über die Beigabe von nachgeahmten, mit „Falsch" bedruckten seltenen Marken, ganz gewiß! Aber wer wollte leugnen, daß dies eine Maßregel war von gewaltiger Kühnheit und unübersehbaren Folgen? Der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend leitete Altmeister Ixius seine Neuerung mit folgenden Worten ein: „In die Speichen des Zeitenrades zu treten, um es in seinem Laufe aufzuhalten, wäre vergebliches Bemühen . . ." O Ixius, Du großer Weltweiser! . . . „Da heißt es: brav fortschreiten und wacker Schritt halten!" Ei gewiß, denn der Weg zu den höchsten Idealen ist steil und dornig! „Mancher mag diesen gewagten Schritt" . . . Viel gewagt, bei Gott! . . . „welcher ja allerdings in einer noch nicht dagewesenen Weise eingreift in die bisherigen Satzungen unserer Wissenschaft, verurtheilen, doch hoffen wir, daß man an vielen Stellen den weiten Blick und das rechte Verständniß besitzen wird, um unsere Maßregel als das aufzunehmen, was sie ist und sein soll." — Nun, dachte Herr Klebrig, das will ich meinen! Er fühlte ordentlich seinen weiten Blick und sein ihm im Busen sitzendes rechtes Verständniß. Worauf kam es aber dieser edlen Redaction hauptsächlich an bei der neuen Einrichtung? Vor Allem darauf, „den jüngeren Sammlern — die zu belehren und zu tüchtigen Philatelisten heranzubilden, eine der Hauptaufgaben unserer Fachpresse sein sollte — Gelegenheit zu geben, das Auge zu üben und den Sinn zu schärfen für die schweren Anforderungen der Zukunft!"

Ja, ja, werde nur ein tüchtiger Philatelist, und alles Andere wird Dir von selbst zufallen! —

Herr Klebrig mußte in das Bureau, wo zwei gleichgesinnte philatelistische Seelen seiner harrten.

So floß ihm das Leben gleichsam ganz wissenschaftlich hin. Zu Hause stilles Studium für sich und sogar im Bureau gleichartige Forscher, mit denen er sich aussprechen konnte über die gemeinsamen Geistesinteressen. — Auf dem Wege gingen Herrn Klebrig die Aufgaben des neuesten Preisausschreibens, welche er heute in seiner Zeitung gefunden, im Kopf herum. „Die philatelistische Literatur Deutschlands seit Beginn der philatelistischen Bewegung, und deren kritische Würdigung", so hieß die erste, — „Welcher Verbesserungen sind unsere gedruckten Albums noch fähig?" die zweite Aufgabe. O wenn ich nur Zeit hätte! dachte er. Und Sturmgefühle des Ruhmes durchwogten seine Brust, und ihm war, als berührten sein Haupt die Blätter eines Lorbeerkranzes. — Schnell faßte er zu, — aber dort saß nur sein alter brauner Filzhut. Er lächelte. So spöttelt das Genie über sich selbst.

Herr Klebrig war ein starker Esser, denn das sind alle geistig viel arbeitenden Naturen. So ließ er sich denn auch heute, nach Rückkehr vom Bureau, seine Suppe gut schmecken. Ein paar Mal blickte dabei Frau Klebrig forschend auf ihren Gatten, mit der Absicht, ihm etwas zu sagen. Doch als sie merkte, daß sein Geist wissenschaftlich beschäftigt war, ließ sie vorläufig davon ab.

Plötzlich sprang der Hausherr auf und eilte aus dem Zimmer. Mein Gott, dachte seine Gattin, was ist ihm? Zuerst dies unheimliche Stillschweigen und nun . . . Sie stand auf, um ihm nachzugehen, da trat er ihr schon entgegen, mit seinem Briefmarkenalbum in der Hand, besser gesagt mit seiner philatelistischen Sammlung, worin er eifrig blätterte. Fleisch und Gemüse ließ er kalt werden, bis er gefunden, was er suchte. Dacht' ich's doch! rief er aus, und wie ein Alp löste es sich von seiner Brust — ich konnte mich nicht getäuscht haben. — Es waren ihm nämlich Zweifel

darüber angekommen, ob eine neu erworbene Marke wirklich auf grauem Couvert — und nicht auf dem durchaus nicht seltenen weißen — gedruckt sei. Gott sei Dank, es war der Fall! Zwischen den einzelnen Bissen seines Hammelfleisches sah Herr Klebrig wieder und wieder auf sein neben ihm aufgeschlagenes Album und das graue Couvert. O wie viel lag in diesem grauen Couvert! Was konnte man sich nicht Alles dabei denken! In diesem Augenblicke fühlte der Philatelist in tiefster Seele die Bedeutung einer das Menschenherz ausfüllenden Wissenschaft.

Und sein ganzes Innere wallte auf. Sein Herz weitete sich, Thränen traten dem guten Manne in die Augen. Freundlich sah er auf seine Gattin und lobte ihre Speisen, mit der Liebenswürdigkeit eines Menschen, dem ein großes Glück widerfahren ist. Seine Frau faßte Muth und erzählte ihm, was sie heute Morgen für praktische Einkäufe gemacht, . . . er lobte das Klinkreuter-Wahlschnabel-Album; das Kleinsüchting-Album habe sich überlebt, die Palme aber gebühre dem einseitig bedruckten Gloria-Album. Seine Frau erzählte ferner, was sie für Vorbereitungen zum Geburtstag der sechsjährigen Jüngsten zu treffen gedenke, . . . Herr Klebrig sprach von der Seltenheit einer Bolivar-Marke, die, mit der Jahreszahl 1888 bedruckt, nur in wenig Exemplaren zur Ausgabe gelangt und unglaublich selten sei. Frau Klebrig meinte, es wäre empfehlenswerth, wenn man dem Kleinen ein paar neue Stiefel und keine Spielsachen schenke, . . . ihr Gatte theilte ihr mit, daß man, anstatt des bisher üblichen Gummis an den Marken, welcher die Farbe und Haltbarkeit beeinträchtige, nunmehr etwas Anderes zu setzen gedenke, um nicht den gänzlichen Zerfall so vieler Sammlungen binnen weniger Jahrzehnte erleiden zu müssen, was doch ein unersetzlicher Verlust für die Menschheit im Allgemeinen und die Wissenschaft im Besonderen wäre. Die Hausfrau machte ihren Mann darauf aufmerksam, daß der älteste Sohn von elf Jahren und die achtjährige Tochter ganz aus ihren Anzügen herauswüchsen . . . darauf erwiderte Herr Klebrig mit unverhohlener Bewunderung, daß Baron Eduard von Rothschild eine Sammlung von 60,000 verschiedenen Briefmarken habe.

Nach dem Mittagsschläfchen erschienen die drei Kinder, welche aus der Schule kamen und welche der Vater bereits begonnen hatte, zu tüchtigen Philatelisten heranzubilden. Der Aelteste fragte gleich nach den neu erworbenen Marken seines Erzeugers, die Tochter bat um einige doppelte Mexiko, welche sie in der Schule vortheilhaft umtauschen könne, der kleine sechsjährige zeigte eine norddeutsche Marke, die er soeben beim Händler erstanden, für das Geld, welches er zum Naschen erhalten hatte. Er kaufte sich nie Naschwerk, immer Briefmarken.

Später setzte sich die ganze Familie um den großen Tisch in der Wohnstube, wo jeder sein Album vornahm und der Vater Anleitung und Belehrung ertheilte. Der Aelteste las dann in der Briefmarkenzeitung, das Töchterchen zog sich unter vielen Mühen neue Quadrate für die in ihrer Sammlung noch unvertretenen Reiche und unentdeckte Länder, und der kleine überzeugte sich mit großer Gewissenhaftigkeit zum hundertsten Male davon, daß er 216 Briefmarken habe.

Um 7 Uhr kleidete sich der Vater an, um zur Briefmarkenbörse zu wandern. Jetzt kam er sich vollkommen als Geschäftsmann vor, so etwa wie ein Spekulant, oder gar wie ein großer Bankier, während er sich am Vormittag mehr als forschender Gelehrter gefühlt hatte. Daher war Vormittags auch seine Haltung gedankenvoll gewesen, langsam, mit gesenktem Haupt, die Hände auf dem Rücken, war er über die Straße gegangen. Jetzt eilte er mit dem Wesen eines Menschen, der nie Zeit hat und sich fürchtet, ein gutes Geschäft zu versäumen.

Da stand er vor dem Gebäude, auf freiem Platz errichtet, selbstverständlich im Renaissancestil . . . Wieviel Mühen, wieviel Opfer hatte die Aufführung dieses Baues gekostet. Aber der alte Zustand, da man noch bei eigennützigen Wirthen, in Restaurationslocalen, zur Miethe gehaust, war unwürdig gewesen. Eine Halle von Marmorsäulen empfing Herrn Klebrig. Hier schon tummelten sich geschäftige Leute, mit vielsagenden, inhaltreichen Packeten im Arm, und die Büsten und Statuen großer Philatelisten blickten herab auf das Getriebe. In den Ecken standen schüchterne Jünglinge, welche zum ersten Mal ihr Glück versuchten und sich nicht recht vorwagten — oder abgehärmte Gestalten, ein Album, ihren letzten Schatz, welchen sie aus Noth verkaufen mußten, fest im Arm haltend. Hartherzige Händler ließen sich hier und da ein derartiges Album zeigen, machten beim Durchblättern eine möglichst geringschätzige Miene, um die niedrigsten Preise zu erzielen, oder schnitten, indem sie lächelnd das Ansinnen, das ganze Album zu kaufen, abwiesen, unbarmherzig mit ihrem kleinen Federmesser in das Fleisch der Sammlung hinein, um sich für Spottpreise einzelne Seltenheiten heraus zu holen.

Herr Klebrig schritt in den großen, mit elektrischem Licht feeenhaft beleuchteten Saal, wo es heute unglaublich lebhaft herging. Verschiedene Gruppen hatten sich gebildet, wo gefeilscht und ausgeboten wurde, am Ende aber befand sich das Directorium, befand sich die Prüfungscommission, sagten die Makler. Da ging es hoch her. Herr Klebrig, im Gefühl seiner Würde, grüßte nach den verschiedensten Seiten und stürzte sich dann mit wahrer Wonne in den Strudel des Geschäfts. Er machte auch einige gute Tausche, doch konnte er sich zu Neuankäufen heute nicht entschließen, obwohl so manches Verlockende zur Stelle war. Einige Länder von der südlichen Halbkugel hatten wieder das Bedürfniß empfunden, ihre Finanzen etwas aufzubessern. Dazu waren immer die Briefmarkensammler vortrefflich geeignet. Eine bisher in Carmin angefertigte Marke erscheint plötzlich in Violet auf dem Weltmarkt. Sie bedeutet ganz dasselbe, aber ist violet. Ein feiner, interessanter, bedeutungsvoller Unterschied, welcher darin liegt! Alle Sammler der Welt reißen sich darum und der ehrenwerthen Regierung ist wieder einmal geholfen. Noch besser operirt sie, wenn diese neue Marke in Violet bald wieder unterdrückt wird. Dann erst entsteht die rechte Nachfrage danach und sie steigt unerhört im Preise. So vollziehen sich die großen Geschicke der Welt.

Oder ein anderer Staat gibt plötzlich auf einige Zeit Stempelmarken auf Briefcouverts aus — das ist ein ganz besonders leckerer, aparter Bissen, der sehr begehrt wird. Oder man bedruckt eine Marke, welche 50 centavos gilt, der Abwechselung halber mit „10 centavos." Und wer sich diese bedruckte Marke nicht anschafft, der kann eben unmöglich den rechten Einblick haben in die Entwickelung des Menschengeschlechts.

Lange noch wogt es auf und ab in der Börse. Glück und Unglück, Leid und Lust wird dort geboren, bis der stolze Bau spät in der Nacht still und öde wird und die Geräusche verhallt sind, welche Zeugniß gaben vom Leben und Streben der tüchtigsten deutschen Männer.

Herr Klebrig geht anders heim, als er gekommen ist. — Hätte er es thun sollen? Fast macht er es sich zum Vorwurf, daß er es unterließ. Wann wird ihm die Gelegenheit wieder geboten werden? Eine achteckige Marke, ein „Octogon" mit dem Bildniß Friedrich Wilhelms des Vierten, welches er noch nicht besitzt, hätte er für lumpige sechzig Mark kaufen können. Aber er wagte es nicht, aus — aus — nun, aus Feigheit . . . wegen des Wintermantels seiner Frau . . . Schon wieder diese unglückliche Frau, welche ihm Steine in den Weg warf! Konnte dieser Zustand so fortdauern? Würde er dies Verhältniß je verschmerzen können?! — Das Octogon verfolgte Herrn Klebrig nach Hause, das Octogon ließ ihn nicht einschlafen, und in unruhigen Träumen erschien ihm das Octogon. Das war ein Tag aus dem Leben des Herrn Klebrig.

Man muß nicht zu viel verlangen. Alles kann nicht auf einmal erreicht werden. Nur immer „Allzeit voran". Euer Streben wird nicht unbeobachtet bleiben. Neue Vereine, neue Interessen werden geweckt. Und neben der Philatelie werden Schwesterwissenschaften, als die z. B. Lehre von den Pferdebahnbillets oder die Hoftheaterabonnementskartenkunde, entstehen, welche dazu bestimmt sein werden, Aufklärung und geistige Beschäftigung in immer weitere Kreise des Volkes zu tragen.

Aus der Hauptstadt.

80 Millionen gesucht!!

Deutschland, daran kann Keiner der allmählich stereotypisch werdenden „ernsthaften Politiker" mehr zweifeln, versittlicht sich seit Bismarck's Abgang mit jedem Tage. Dr. Lieber, caro carissimo, der große Triviale und intime Freund der handelsverträglichen Gräflichkeit, erntet auf seinem Triumphzug durch alle Gemeinplätze Deutschlands den Ruhm, den er verdient; ein Schongesetz für die vielgehetzten Füchse, Marder und das andere Raubzeug ist sicherem Vernehmen nach in Vorbereitung, sogar die verfolgten armen Jesuiten dürfen nächstens zurück. Man fährt ihnen bis Tempelhof mit Kremsern entgegen, und das Brandenburger Thor wird in eine Kapelle des heiligen Ignaz verwandelt. Wen kann es bei dieser fortschreitenden Moralisirung des Reiches Wunder nehmen, daß nun auch das scheußlichste Stück der Bismarck'schen Erbschaft, die Reptilienpresse, ausgerottet ist — bekanntlich gehörten ja während der Bismarck'schen Corruption zwei Drittel aller deutschen Zeitungen hierzu, alle Zeitungen nämlich, die nicht wie Eugen Richter's Mundstück den verhaßten Despoten grundsätzlich ärgerten und chikanirten. Mit einem Gefühl stolzer Freude greift heute der deutsche Bürger, wenn er sich über deutsche Angelegenheiten informiren will, zum — Pester Lloyd; in ganz Germanien findet sich kein Pindterreptil mehr, das officiöse Mittheilungen aufnähme, sei es auch über so weltgeschichtlich wichtige Fragen wie die Achtzig-Millionen-Kredite. Zu den Magyaren muß Graf Caprivi sich wenden, nach Budapest, wenn er Freunde werben will für die Bedürfnisse des Hohenzollernreiches. Wenn das nicht die Apotheose des Dreibund-Gedankens ist, will ich zum Bischof Haffner gehen und katholisch werden. Die Beeinflussung der öffentlichen Meinung Ungarns zu Gunsten deutscher Militärkredite und die Beschaffung dieser Kredite durch den französischen Papst zu Rom, unter gütiger Beihülfe der päpstlichen Gardisten Ballestrem und Lieber — das heißt deutschnationale Politik am Eingang fast des zwanzigsten Jahrhunderts!

Der Wahrheit die Ehre, verzwickter als sie ist, kann die Lage kaum sein. Kühn gegen den Strom schwimmend, hat man allen Regierungsparteien der Reihe nach den Stuhl vor die Thür gesetzt. Was in ihren Kräften stand, das Volk obstinat zu machen, das hat die Mark-Grafschaft gethan. Erörterungen über den Heroismus des Gefreiten Lück, „unnatürlich aufgebauschte" Rekrutenmißhandlungen und rohe Mißhandlungen achtbarer Bürger auf dem Polizeibureau — ich setze den Singular, denn es ist nur ein Fall erwiesen, und auch dieser gegen des Diensteides göttliche Macht —; Gerüchte vom beabsichtigten Verkauf weiterer fiskalischer Terrains im Grunewald, der einzigen Lunge Berlins, an Villenbaugesellschaften; Verweigerung der offiziellen Einführung zweijähriger Dienstzeit; eine Fluth von Ministerbeleidigungsklagen gegen anerkannt patriotische Männer; Majestätsbeleidigungsklagen in erschreckender, für die schmunzelnde Sozialdemokratie aber erfreulicher Menge; unfreie Freiübungen, vornehmlich Kniebeugen vor Rom und „Kreuz heraus!", Verhätschelung der mit jedem Tag übermüthiger sich geberdenden Centrumsdemagogen, dieser „Löwen" und „Perlen" rheinischer Dunkeldörfer — und dann solche Ansprüche an

die Opferfreudigkeit der Nation! Ja, will denn die Regierung die Kredite verweigert sehen? Sie könnte es gar nicht geschickter anfangen, wenn sie eine Majorität gegen sich zu bilden beabsichtigte.

Aber nein. Was nämlich an der Politik unserer Regierung befremdet und hülflose Schwäche scheint, ist nichts als eine Aeußerung siegesgewissen Uebermuthes; Graf Caprivi hat es auf ein vergnügliches Geplänkel, eine lustig kriegerische Katzbalgerei abgesehen; ein wenig ärgern will er die „staatserhaltenden Parteien", nichts weiter. Im Uebrigen vertraut die Regierung auf ihren Helldorf, den Abgott und vielcitirten Renommirconservativen des Freisinns, vertraut vor allen Dingen auf ihr Centrum.

Der neucoursliche Faust hält den Contractentwurf schon in der Hand, achtzig Millionen Silberlinge sind ihm garantirt, und Haffner-Mephistopheles verlangt nur eine Kleinigkeit: nur die protestantische Volksseele. Denn die Rückkehr der Redemptoristen, die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes und die Ausrottung der Altkatholiken — na, das sind unbedeutende Gefälligkeiten, caro carissimo, die sich fünfzehn Jahre nach Falk von selbst verstehen. Das Centrum weiß jedenfalls, was es will; mit guten Geschäftsleuten läßt sich handeln, und das Geld muß, gleichgültig woher, beschafft werden — non olet.

So ganz abgeneigt sind ja nun auch zum Glück die anderen Parteien nicht, und dadurch wird der kleine Krieg, den ihre Presse seit Anfang des Jahres gegen alle Mehrforderungen führt, nur um so lustiger. Sie sperren und zieren sich zwar auch heute noch und rufen das „gebildete Bürgerthum" auf die Schanzen, aber schließlich, wenn es durchaus sein muß, bewilligen sie doch, was der neue Cours braucht. Vielleicht nicht auf 5, sondern nur auf $4^{11}/_{12}$ Jahre, vielleicht mit einer feierlichen Resolution und einem Abstrich von zehntausend Mark am Commisbrot-Etat, damit den mißvergnügten Wählern und der Ehre Genüge gethan ist. Denn es überlegt sich jeder wahrhaft freigesinnte und freidenkende ernsthafte Politiker, daß eine Vermehrung des Heeres im Grunde das beste Mittel gegen die Sozialdemokratie ist und man gar nicht genug Soldaten zum Schutze der Berliner Raubbanken aufstellen kann. Nicht nur großstädtische Theaterdirectoren und Disconto-Commandit-Präsidenten zahlen gern Assecuranzgebühren, das ganze Deutschland muß es sein, und gern gibt man jährlich achtzig Millionen aus öffentlichen Mitteln, um sein Privat-Milliönchen vor der Habgier des Lumpenproletariats zu sichern . . .

Und wie schön wäre es, wenn neben dem Centrum auch die anderen Parteien bei dieser Gelegenheit der Regierung irgend etwas abzwacken könnten: ein Wahlgesetzchen etwa, eine Sicherung der Börse vor nervös machenden Steuerprojecten, ein Trinkgeld für die und ein Schutzzöllchen für jene. Leo Pecci und caro carissimo haben Schule gemacht. Der Freisinn, welcher bekanntlich „entschieden für die Volksrechte und den Schutz der Schwachen" eintritt, sähe gern die vermaledeite Sonntagsruhe, die an der Cholera Schuld ist, wieder abgeschafft, damit die Handlungsgehülfen nicht liederlich werden und ihr Geld verkneipen, sondern es, Eugen Richter nacheifernd, auf die städtischen Sparkassen tragen oder bei Herrn von Hansemann in Argentiniern anlegen. Ferner könnte gleich das allgemeine geheime Wahlrecht auch für die Abgeordneten-Kammern eingeführt werden — für das Abgeordnetenhaus, wohlverstanden, nicht etwa auch für die Berliner Stadtverordneten-Versammlung, denn das käme nur den Sozialdemokraten zu Gute und sprengte am Ende den schönen Ring in die Luft mitsammt den Stadtrathväterchen, die ihren Söhnchen fette Verwaltungspfründen bei quasi abhängigen Aktiengesellschaften verschaffen, mitsammt der Schuldeputation und den Markthallen-Millionären. — Aber nicht nur die Großhändler, Jesuitismus und Freisinn, auch die kleinen Inhaber politischer Kramladen wollen bei dem 80 Millionen-Geschäft profitiren. Herr Siegl vom „Bayrischen Vaterland" schlüge gern ein paar neue Reservatrechte heraus. Die Bodenreform-Partei stimmt dem Project zu, wenn man ihr und nicht der Kurfürstendammgesellschaft den Grunewald schenkt, damit sie dort experimentiren kann. Der Verein für Kaninchenzucht erklärt sich unter der Bedingung einverstanden, daß die neu zu errichtenden Regimenter nur mit Stallhasen genährt werden, und Lina Morgenstern's neuestes sozialreformerisches Unternehmen, der Doppelclub zur rationellen Ernährung verarmter Säuglinge, macht seine Zustimmung von der Einführung des Nestle'schen Kindermehles in Unteroffiziers-Familien abhängig. Ein gegnerischer Verband plaidirt jedoch in den schärfsten Ausdrücken für Arrow-Root, ein anderer wieder für condensirte Schweizermilch. Alle drei aber kündigen für den Fall einer auch nur theilweisen Ablehnung ihrer Wünsche oder Bevorzugung des Concurrenten Kampf bis auf's Messer gegen die Militär-Credite an, und Frau Lina hat sich bereits mit Frau von Suttner in's Einvernehmen gesetzt; die Mobilmachung des befreundeten Vereines Waldeck unter Pachnicke steht nahe bevor. Welche Forderungen der glorreiche Berliner Verein gegen Verarmung! Gegen Bettelei!, der Verein der Kahlköpfe, die Ethische Gesellschaft pensionirter Nachtwächter und der reorganisirte Zuhälterbund stellen werden, davon verlautet hier zu Lande noch nichts Gewisses; ich werde im Pester Lloyd nachlesen.

An maßgebender Stelle scheint man entschlossen, jedes Verlangen wohlwollend zu prüfen und so, wenn irgend möglich, das ganze Volk für die Bewilligung der Credite zu gewinnen. Denn es ist an der Zeit, dem Auslande wieder einmal gehörig zu imponiren. Deutschlands Einigkeit und Brüderlichkeit feiert an und für sich schon gerade jetzt unerhörte Triumphe. Schlimmer als in Hamburg die Cholera, wüthet jenseits unserer Grenzen die Gelbsucht, denn Franzos und Moskowit erkennen, wie herzlich wir Deutschen zusammen halten in Trübsal und Gefahr; einer für alle und alle für keinen. Es wird ihnen der Muth vergehen, mit der „großen deutschen Familie" anzubinden. O, unsere Tage zeigen das unendlich Erhabene der Reichsverfassung: gegen den äußeren Feind, gegen Franzmann und Russen, auch gegen zahlungsunfähige Portugiesen, stehen die Stämme innig verbrüdert zusammen; so eng aber, daß man im Falle der Noth dem verbündeten Nachbar beispringen müßte, so eng ist das Verhältniß denn Gott sei Dank doch noch nicht. Auf dem Heere beruht deutsche Einigkeit; alles Andere ist Privatsache. Freies Spiel der Kräfte for ever; sehe jeder, wo er bleibe. Wenn die Hamburger den Verzweiflungskampf mit der gräßlichen Seuche kämpfen, gut, so geht das Niemanden etwas an; man sperrt vor seinen unglücklichen Bewohnern die Thore und umklammert das geliebte Portemonnaie, wie viel hundert Brüder täglich auch in Krankheit und Elend verröcheln. 12,000 Arbeiter sind zu Hamburg brotlos, und nach der Cholera wird dort der Hungertyphus ausbrechen; aber das spornt die Brüder im Reich nur zu ausgiebiger Desinfection an. Als es sich um das Opfer finsterer Barbarei, den Herrn Buschhoff, handelte, da sprangen alle Stattische und Theegesellschaften ein; für die hohläugigen Hamburger Bettler eröffnet vier Wochen nach Ausbruch der Pest endlich ein Berliner Privatverein eine Privatsammlung. Die herrschenden Geschlechter der verödeten Hansestadt überhäuft man zu Berlin mit Schimpf und Schmach, und wenn der Börsen-Courier nicht wäre, der immer mit Geschlagenen Mitleid hat und der nun von den „großartigen Gesichtspunkten der Senatspolitik" schwärmt und „alle nach Lage der Dinge völlig ungerechtfertigten Anklagen" gegen das Kaffeesackregiment zurückweist — dann könnte Einem der Hamburger Senat noch mehr leid thun als es schon der Fall ist. Den in den Baracken arzt- und hülfelos dahinsiechenden Pestkranken muß es eine große Genugthuung sein, daß man endlich die Urheber ihrer Noth öffentlich auspeitscht; sie vergessen darüber Hunger und Krankheitsqualen und Tod, sie sind völlig zufrieden gestellt. Und wenn nun gar der an allem Unglück schuldige Medizinalinspector Kraus mit schlichtem Abschied entlassen wird, weil er Tagsüber nur zwei Amtsstunden inne hielt (in Berlin kann so 'was nämlich durchaus nicht vorkommen; in Berlin hat niemals ein gebrechlicher, todtmüder Greis an der Spitze der Verwaltung gestanden und seine täglichen Amtsstunden noch unter zwei herabgesetzt), dann ist der Gerechtigkeit Genüge gethan, die deutsche Einigkeit wieder glänzend manifestirt und der hauptstädtische Pharisäer kann sich außerdem kraftvoll an die zottige Mannesbrust schlagen . . .

Daß unsere Militärverwaltung nach den von Hamburg gemachten Erfahrungen geneigt ist, nun ihrerseits an die private Mildthätigkeit zu appelliren, um sich auf diese Weise, was sie braucht, zu verschaffen, das muß leider bezweifelt werden! Die Annahme der Vorlage im Reichstag vorausgesetzt, bleibt doch immer noch die Frage offen: Wo kriegen wir das Geld her. Finanzminister Necker — pardon, Miquel geht zum Schrecken aller rheinländischen Oberbürgermeister und sonstiger Commerzienräthe brüllend umher, wie ein Löwe und suchet, welchen er verschlinge. So energisch er aber auch seinen Räthen den Kopf zerbricht, es kommt nichts Vernünftiges heraus. Die großen Vermögen müssen geschont werden, so wollen es die vereinigten Ordnungsparteien, und kleine sind nicht mehr da. Bismarck dachte in ähnlicher Geldklemme einmal an das Tabaksmonopol, aber der Reichstag, dem an der Havanna des reichen Mannes viel gelegen war, lehnte das Project mit allen Raucher- gegen zwanzig Nichtraucherstimmen ab. Die verstaubte Bismarck'sche Idee ist nun einem Geh. Finanzrath in schlafloser Amtsstunde wieder eingefallen, gleichzeitig aber in sehr origineller Weise durch den Vorschlag ergänzt worden, den Tabaksbau in Deutschland zu verbieten und sämmtliche Plantagen zu zerstören oder in Wirsing-Kohlfelder umzuwandeln, damit der ausländische Tabak am Zollamt tüchtig bluten könne. Auch von Bier- und Schnapsmonopolen liest man im Pester Lloyd, der begeistert für die Verwüstung aller deutschen Hopfenbrüche, Gerste- und Kartoffelfelder eintritt, behufs Heranlockung fremder Biere und Branntweine. Man denke, welche Zolleinnahmen bei dem starken Alkoholconsum Deutschlands! Die Oedländereien könnten ohne Weiteres zu Lüneburger Haiden, zu ungarischen Steppen mit Czikosen und Gulyasen, ja, herrlicher noch, zu famosen Exerzierplätzen eingerichtet werden. Das heißt doch zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen!

Excellenz Miquel's gramvolles Antlitz überrieselte bei diesem Calcül heller Sonnenglanz. Eine vertrauliche Umfrage bei den verbündeten Regierungen ergab indeß, daß Bayern Siegl's wegen durchaus abgeneigt war, auf seine Bier-Reservatrechte und sein Löwenbräu zu verzichten, daß Pfalz und Uckermarck nur dann den Tabaksbau einstellen wollten, wenn auch die Bomster Weinberge polizeilich geschlossen würden, und daß ein südlicher Musterstaat die Uebersiedelung des Reiches in die Sahara beantragte, wo man sich mit der Vernichtung blühender Culturen erst gar keine Mühe zu geben brauche. —

Wenn uns die Reichstagswahlen von 1890 beschеert hätten, wonach die Volksseele dürstet — verworren gibt sie ihrer Sehnsucht in der riesenhaft anschwellenden antisemitischen Bewegung Ausdruck —: wenn sie uns eine unabhängige, monarchisch-nationale Partei beschеert hätten, welche mit fanatischem und unbeugsamem Ernst die Axt legte an die wirthschaftliche Ausbeutung unseres Volkes durch den entarteten Großkapitalismus — jetzt, in der Zeit der Kramerpolitik, wäre die Stunde ihres Triumphes gekommen. Eine starke und zum Aeußersten entschlossene Partei der Gutgesinnten könnte jetzt die Regierung zwingen, an die wirthschaftliche Befreiung der Nation zu gehen. Leuchtet's denn nicht Jedem ein, daß es mit all diesen armseligen Finanzjongleur-Kunststückchen und Verlegenheitssteuern, mit diesen Anleihen und Riesenpumpen bald ein Ende haben muß? Daß es verbrecherischer Raubbau ist, die Kosten unserer Rüstungen späteren Geschlechtern aufzubürden? Daß wir Lebenden vor Gott und der Geschichte verpflichtet sind, selbst für unsere Sicherheit zu sorgen, statt die Geldkraft der noch nicht Geborenen dafür in Anspruch zu nehmen? Daß dies aber nur ein steuerkräftiges, ein wohlhabendes Volk kann, ein Volk, welches nicht aus Milliardären und zerlumpten Bettlern besteht, sondern seine Stütze in einem breiten, gesunden Mittelstande hat? Wir dürfen ohne den schweren Panzer und das Schießgewehr nicht ausgehen, wenn nicht ein zweiter Turenne unseren Finanzkünstlern die Arbeit, Rheinpfalz

in sandige, tabacklose Wüsteneien zu verwandeln, abnehmen, wenn nicht ein zweiter Fernow mit seinen Kosaken auf Berlin losrasen soll. Freudig wollen wir Gut und Blut für das Vaterland hergeben, gewiß; wie aber, wenn dies Gut bereits allsämmtlich Herrn Rothschild und der Discontobank, dies Blut bereits den Maschinenfürsten gehört?

Und während in Deutschland die Aufregung mit jedem Tage wächst und männiglich sein Schwert für den Wintervedekampf polirt und den rostigen Krebs, beleuchten die Genuesen ihren Hafen mit Bengalfeuer und lassen Raketen steigen, zu Ehren ihres offiziellen Feindes, der französischen Flotte; geben sie rauschende Feste, Diners und Bälle, zu Ehren ihres offiziellen Feindes, der französischen Flotte; und das Volk tobt und tollt und jubelt und singt die Marseillaise, zu Ehren seines ihm durch Regierungsbeschluß aufgedrängten Feindes, der französischen Flotte. „Vive la France! Hourra! Vive la république française!" Das ist das Motto der vergangenen Festwoche im verbündeten Genua. Admiral Rieunier siegt wie Kamerad Gervais mit Champagnerlunches, französischer Liebenswürdigkeit und hinreißender Beredtsamkeit — wie leicht ist doch solcher Sieg, wenn die Herzen schon vorher gewonnen sind! Die aus authentischen Quellen schöpfende deutsche Presse zwar verhöhnt den Taumel von Genua, wie sie den von Kronstadt verhöhnt hat, und beruhigt den in der Cholerazeit ohnehin schon um seine Verdauung besorgten Abonnenten, indem sie von dem leichtfertigen Wesen und dem Augenblicksenthusiasmus der Italiener, von bezahlten Vivatbrüllern und Pariser Dienstleuten in Lazzaronetracht spaltenlange Erbaulichkeiten schwatzt. Herr Caprivi aber traut den Zeitungsschreibern nicht, er hat's selbst wiederholt gesagt; Herr von Caprivi traut zwar seinen Verbündeten, kein Zweifel daran, aber sich selber traut er noch mehr und sucht eine Hypothek von etlichen achtzig Millionen. Wie schade, daß Rom dies schöne Geschäft macht und nicht Deutschland! Daß wir Armen, die wir nur das Vaterland lieben und nicht den Papst, Herrn von Caprivi so wenig zu bieten haben! Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Eröffnung des Wallner-Theaters. — „Mila". Lustspiel von Arthur Zapp. — Junkermann im Thomas-Theater.

Ein verwegener Gedanke fürwahr, zu unseren überzähligen vornehmen Schauspielhäusern ein neues zu fügen und obendrein in der altberühmten Possenbühne des vielgeprüften Wallner-Theaters. Ja, schon in den nächsten Tagen soll ein ganz neuer Musentempel am Schiffbauerdamm nachfolgen, und das macht alsdann sechs der edlen Thalia an der Spree geweihte Stätten! Wer mit den Verhältnissen Bescheid weiß, fühlt ein menschliches Rühren. Aber Herr Stanislaus Lesser, der sich als langjähriger Director des Deutschen Theaters in Pest um unsere Kunst im Auslande verdient gemacht hat, fühlt nun einmal den Beruf in sich, auch in Berlin die Kunst zu retten. Und zwar, wie gesagt, in dem längst beim Publikum in Mißkredit gerathenen Wallner-Theater. Der genius loci sträubt sich jedenfalls dagegen, auch wenn der Festprolog-Dichter, ein gewisser Herr Dr. Wilhelm Wendlandt, in hochtrabenden Blankoversen für die mannbar gewordene neue Kunst muthig in die Schranken tritt. Es ist ein undankbares und schwieriges Geschäft, aus dem Phrasenschwulst des dichtenden Doctors die Absichten und Pläne des neuen Directors zu errathen. Wir lassen also lieber die skandirte Charade, und halten uns an die ersten Thaten der neuen Aera.

Schon die Wahl des Eröffnungsstückes, Schiller's „Braut von Messina", und sodann der Goethe'schen „Geschwister" enthält ein ganzes Programm. Offenbar ist es auf eine Volksbühne von künstlerischer Haltung abgesehen, und dafür fände sich bei guten Leistungen und recht billigen Eintrittspreisen vielleicht noch ein Publikum. Die allbeliebten Klassiker haben ja den Vortheil, keine Tantièmen mehr zu kosten, weshalb sie sich auch bei unseren Bühnenlenkern großer Beliebtheit erfreuen. Aber weder die „Braut" noch die „Geschwister" waren ein vielversprechender Anfang. Auch für das Volk ist das Beste gerade gut genug, und wo ihm dilettantisch in Scene gesetzte und provinzschauspielerisch dargestellte Stücke vorgesetzt werden, die sich nur des ungetheilten Beifalls der gedungenen Kunstbegeisterung erfreuen, da pflegt der „helle" Berliner sehr bald auszubleiben. Aber Herr Director Lesser will ja auch ein „Theater der Lebenden" gründen und hat sich für den ersten Streich muthig das Werk eines jungen Autors erwählt. „Mila" heißt das neue Lustspiel, und Arthur Zapp der Verfasser, der auch schon einige Romane auf dem Gewissen hat — Leihbibliothekenwaare ohne literarischen Werth. Auch dies Theaterstück ist eine geist- und witzlose Anfängerarbeit, der schon das naivste Lesecomité jede Bühnenwirksamkeit hätte absprechen müssen. Erst hat es den Anschein, als ob eine Satire auf Ibsen beabsichtigt wäre, aber der Verfasser spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Der schönen Mila fällt es nicht ein, wie das berühmte Vorbild Nora dem ehelichen Puppenheim zu entfliehen; zwar heuchelt sie große Entrüstung, als ihr Gatte sie im Ballkleide „berauschend" findet, indessen verzichtet sie nur allzu bereitwillig auf den Ball, um ihm dafür ein Schäferstündchen zu widmen. Der Vorhang fällt zum zweiten Male nicht minder rasch und decent über ganz derselben Situation, nur daß sich diesmal Mila zur Abwechslung in Nora's römisches Maskenkostüm wirft und ihn mit einer ungraziös getrampelten Tarantella fesselt. Und warum stürzt sie sich in solche Toiletten-Unkosten? Um ihren Mann vor einer gefürchteten Theaterschlange zu retten, die nebenbei als Ibsen-Darstellerin gastirt, und die er nur im Auftrag eines Freundes aufsuchen will. Nein, die Verblendete wird ihm nicht mehr im chemischen Laboratorium helfen, um nach Nora's Ideal seine geistige Mitarbeiterin zu sein, sondern vollzieht einen abermaligen Kostümwechsel, indem sie den Assistentenkittel sammt Drahtpanzer und Schutzmaske fortwirft. Sie will nur noch Weib sein und ihrem Gemahl zu lieb in Schönheit leben. Die halb unverständige, halb unverständliche Ibsenparodie wird von zwei Episoden überwuchert: dem bekannten Bräutigam, der seine compromittirlichen Memoiren nicht in die Hände seiner Braut gelangen lassen will, und dem knotigen Zerrbild eines Schriftstellers, der einer plötzlich reich gewordenen alten Jungfer gegenüber die Liebe markirt. Im letzten Acte steigt der erste Witz: „Die jungen Mädchen fragen: wie ist er? die weniger jungen: was ist er? die alten: wo ist er?" Die ältesten Jahrgänge der „Fliegenden Blätter" bergen doch noch manche Schätze!

Ein Stück wahrer Volksbühne zeigt unterdessen der ehemalige Stuttgarter Hofschauspieler August Junkermann im Thomas-Theater, und ein wahrer Volksdichter, Fritz Reuter, beherrscht seinen Spielplan. Zwar vergessen wir keinen Augenblick, daß es ein Dichterwerk aus zweiter Hand ist und daß eine plumpe Faust aus den komischen Einfällen des plattdeutschen Erzählers eine bunte Scenenfolge schlecht und recht zusammengestellt hat, nur um einem berühmten Komiker Gelegenheit zu geben, die rückerinnernde Heiterkeit der Leser Reuter's und das laute Lachen einer possenfrohen Menge zu wecken. Aber auch auf diesen Scherzen und Späßen ruht das sonnige Lächeln eines großen Humoristen, und selbst in diese banausische Scherenarbeit hat sich ein Strahl seiner bezwingenden Frohnatur herübergerettet. Diese komischen Originale sind von einem Poeten gesehen und nachschaffend für alle Zeiten festgestellt, der gehaltvolle Kern der Charaktere, im Roman so wundervoll getroffen, macht sich auch hier geltend, und eine komische Urkraft hält dies öde Gerüste zusammen. Freilich, das Theater vergrößert und vergröbert Alles, die Fehler wie die Tugenden eines Romans. Schon im Buch kommen uns z. B. Reuter's Edelleute unecht und verblaßt vor. Daß sie weder Seele noch Lebenskraft haben, erkennt man aber noch klarer, wenn sie auf der Bühne stehen. Welch' ein Schemen ist gedruckt und nun schon gar gespielt der Herr v. Rambow, und seine Frida ist schon bei Reuter ohne Physiognomie und auf der Bühne eine Gliederpuppe. Der matte 3. Band der „Stromtid" wird zu einem Rührbrei verflacht, die unwahrscheinliche Großmuthskomödie wird, auch ohne den Onkel aus Indien zu bemühen, in eine sinnlose Posse verwandelt. Und doch, o wunderbare Macht des Dichtergeistes! alle Schwächen des Originals und sogar die Unverfrorenheiten seines Bearbeiters vergessen wir, sobald wir sie wieder sehen und hören, die prächtig beschränkten „Stemhäger", Rahnstädter und sonstigen mecklenburgischen Originale, die unsterblichen komischen Käuze voll elementarer Lebensfreude und Menschenliebe. Endlich wieder ein Theater, wo man sich vor Lachen schüttelt, ohne sich nachher schämen zu müssen, und wo sich mitunter auch die Thräne hervorwagt, über die Niemand souveräner gebietet, als der echte Humorist.

Die Truppe des Herrn Junkermann hat einen schlichten, braven „Havermann", eine gesunde „Madame Nüßlern" und einen ganz feinen Charakterspieler für den „Juden Moses" und verwandte Rollen. Die Uebrigen ersetzen durch Eifer und wohlgeübtes Zusammenspiel die Mängel der Begabung. Natürlich überragt sie Junkermann wie ein richtiger star die Trabanten. Welcher kernige Humor mit den einfachsten Mitteln, welche Beweglichkeit und fast unbewußte Komik und dann, welche Seelengüte mitten in der sprudelnden Laune! „Bräsig ist immer Hauptperson!" sagt einmal Fritz Triddelfitz bei Reuter, und danach handelt Herr Junkermann allerdings etwas zu sehr. Mit Schlauheit hat er alle Treffer des Romans zu komischen Schlagern zusammengeschweißt. Die Erzählung von der Wasserheilanstalt, die philosophischen Betrachtungen über die Ehe, Welt und Leben, alle die köstlichsten Stellen des Buches legt er sich liebevoll in den Mund. Die Rollen der Mitspieler sind auf das äußerste Maß zusammengestrichen und bloß noch da, um Bräsig Anlaß zu seinen Scherzen zu bieten, und wenn einer mal unversehens etwas langstielig geworden, flugs ist wieder Bräsig mit seinem Messingsch da, um zum 100. Mal an seine „drei Brauten auf einmal" zu erinnern, an seine berühmte Fixigkeit, und um das Lachen des Hauses jedesmal hervorzuzaubern mit seinem „entfahmten Windhund" und: „Daß Du die Nase in's Gesicht behältst!" Wenn dieser gastreisende Reuter-Spezialist nur selten in ärgerliche Uebertreibungen verfällt — z. B. wenn Bräsig Arm in Arm mit dem gebrochenen „Korl" auf und nieder geht und ihn bei jeder Wendung herumschnellt, daß er fast hinstürzt —, und wenn er bei aller derben Volksthümlichkeit fein und liebenswürdig bleibt, so sind das ehrende Beweise auch für seinen künstlerischen Ernst.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals Pudor's Gedichte.

An die Leitung der „Gegenwart".

Indem ich mich auf das Strafgesetzbuch, mehr aber noch auf Euren Rechtssinn stütze, ersuche ich um Aufnahme folgender Berichtigung:

In dem Aufsatze „Auch ein Dichter" wurde mein Gedicht „Die

Weide" abgedruckt, aber mit einer sehr wesentlichen Entstellung. Richtig lautet obiges Gedicht vielmehr folgendermaßen:

Ueber dem Wasser die Weide,
Schwermüthig neigt sie ihr Haupt,
Die Blätter, die Zweige, sie senken
Sich nieder zum blauen See.
Ueber dem Wasser die Weide,
Schwermüthig neigt sie ihr Haupt,
Die Blätter, die Zweige, sie lispeln
Ihr Liebeslied in den See.
Ueber dem Wasser die Weide,
Sehnsüchtig neigt sie ihr Haupt,
Die Blätter, die Zweige, sie finden
Im Kusse den blauen See.

Im 2. Vers stand in der „Gegenwart" „senken" statt „lispeln", im 3. Vers „schwermüthig" statt „sehnsüchtig". Ich ersuche Euch, das Gedicht vollständig in der obigen Form abzudrucken.

Ferner ist der „Deutsche Spruch" entstellt; derselbe muß folgendermaßen lauten:

„Das Weib ist der Welt Wonne
Und das Wandern ist der Wonne Wunsch."

In der „Gegenwart" fehlt in der 2. Zeile das Zeitwort. Auch diesen Spruch ersuche also in richtiger Form nochmals abzudrucken, und zwar in der nächsten Nummer.

Heinrich Pudor.

Dresden-Loschwitz, Lug ins Land,
am 28. Tage des Augusts, im 28. Jahre meiner Geburt.

Notizen.

Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk. Von General von Boguslawski. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn.) Der Verfasser erörtert die Entstehung des Krieges, seine Beziehungen zum öffentlichen Leben, zur Politik, zu den Künsten und Wissenschaften, zum Sittengesetz, zur Civilisation u. s. w., und schließt mit einer Polemik gegen die Sozialdemokratie und alle Anhänger der Idee der Abschaffung des Krieges. Es ist der bekannte Moltke'sche Standpunkt, der die Idee seiner Abschaffung nicht nur für eine Utopie, sondern für den sicheren Weg zum staatlichen Untergange hält. „Während in Rußland und Frankreich," schreibt der General, „gewaltige Triebfedern für den Krieg thätig sind und das Volk in Bewegung und Gährung halten, wird durch die Erreichung des politischen Zieles in Deutschland und Italien die Erschlaffung des kriegerischen Geistes und die Ertödtung des Gedankens der That begünstigt . . . Es fällt uns nicht ein, das Werk des großen Mannes zu verkennen, welcher unter den schwierigsten Verhältnissen und durch die Schaffung von neuen Bündnissen, als die alten versagten, den Frieden zu erhalten wußte. Der Gedanke, der ihn dabei hauptsächlich leitete, war, die Machtstellung und Wohlfahrt seines Vaterlandes ohne neue blutige Opfer sicher zu stellen. Die Verlängerung des Friedens sollte es ermöglichen, die neuen Verhältnisse zu befestigen, die Leidenschaften abzukühlen, die Welt an den jetzigen politischen Zustand zu gewöhnen und durch die geschlossenen Bündnisse einen abermaligen Appell an die Waffen auf lange Zeit unmöglich zu machen. Aber auch diejenigen Mächte und Parteien in Europa, welche den jetzigen Zustand umwerfen wollen, haben, wie sie uns in militärischer Beziehung nachahmten, nunmehr für gut befunden, den Frieden auf ihre Fahne zu schreiben. Ob sie sich da und dort widersprechen, damit nehmen sie es nicht genau. Das ganze Ergebniß der jetzigen Lage aber ist hierdurch ein großer, ungeheurer Widerspruch in sich selbst geworden. Die Verwechselung des kriegerischen Geistes mit dem chauvinistischen ist in Deutschland nahezu bei einem großen Theile des Volkes und in der Presse vollendet. Von den Sozialdemokraten wird sie mit Absicht herbeigeführt und gepflegt. Jede warnende Aeußerung, jede Betrachtung der gegenseitigen Streitkräfte, jede abweichende Ansicht über die Trefflichkeit einer fortwährenden Friedenspolitik wird als »Kriegstreiberei« betrachtet. — Und doch ist die Erhaltung des kriegerischen Geistes eine Lebensfrage für ein Volk. Es steht und fällt mit demselben, denn der Krieg ist eben in der Eigenart der menschlichen Natur und der Welt, in der wir leben, begründet." — Dies ist ein anfechtbarer Standpunkt voller Widersprüche und Uebertreibungen und mit blinder Verkennung der segensreichen Wirksamkeit der Schiedsgerichte, die schon mehrfach politische Conflicte gelöst haben; doch macht der General auch mit Recht Front gegen die unpraktischen Schwärmereien der Friedensfreunde.

Samurai Kenschik. Japanische Briefe. (Bamberg, Handelsdruckerei.) Nach einem sehr berühmten Muster, Montesquieu's Lettres persanes, berichtet hier ein Japaner über die Eindrücke, die er in Deutschland empfangen, über deutsche Culturzustände und europäische Verhältnisse überhaupt. Es sind dies eigentlich Betrachtungen eines guten Deutschen, den seine öffentliche Stellung nöthigt, pseudonym zu bleiben, zumal das Schriftchen die entschiedenste Vorliebe für die Demokratie bekundet. Es ist eine auf sorgfältigen gelehrten Forschungen beruhende Arbeit, enthaltend die schärfsten Angriffe gegen die herrschenden Zustände und Meinungen. Die feine und geistvoll zugespitzte Satire hat die richtige Mischung von heiterer Ironie und sittlichem Ernst, wobei der Japaner nur selten aus der Rolle fällt. Die in dem Werkchen enthaltenen Briefe über unsere religiösen Einrichtungen erinnern lebhaft an den Ausspruch Friedrich Theodor Vischers, den er am 18. September 1848 in der Paulskirche gethan: „Die Zeit wird kommen, wo die wahre, reine, menschliche, sittlich-politische Religion Eins ist mit dem Staat und mit der Schule." k.

Der Schulfriede von 1890. Von Otto Schröder. (Berlin, Walther & Apolant.) Der Verfasser ist durch seine treffliche Flugschrift über den papiernen Stil ein Vorläufer und Gesinnungsgenosse G. Wustmann's. Hier wendet er sich ebenso sehr gegen den lateinischen Aufsatz als gegen das geistlose Stümpern an deutsch-lateinischen Uebersetzungen. Die Schulpolitik des Kaisers charakterisirt er als nur darauf hinausgehend, tüchtige Soldaten zu erziehen und Gegner der Sozialdemokratie vorzubereiten. Deutsch soll der Mittelpunkt des Gymnasialunterrichtes werden, und dennoch ist der Kaiser kein ausgesprochener Gegner des klassischen Sprachunterrichts. Im Grunde ist die Forderung des Kaisers durchaus berechtigt, denn er verlangt, daß nationale Gymnasien nicht künftige Philologen, künftige Aerzte und künftige Juristen, sondern künftige Menschen und Bürger erziehen, vor Allem aber Deutsche, die nur formell die lateinische Grammatik beherrschen und vor Allem im Stande sind, ihre Muttersprache schön und richtig zu gebrauchen. Zu diesem Zwecke muß das Studium der fremden Sprachen ein Stück deutschen Unterrichts werden, beim Uebersetzen soll in erster Linie auf einen guten deutschen Ausdruck gehalten werden. Wenn der lateinische Aufsatz durch einen Unterricht vorbereitet wird, der den Schüler tief in die Erkenntniß, in den Geist der ciceronianischen Sprache eingeführt hat, ist er das wirksamste Mittel, zugleich den deutschen Ausdruck zu schulen. Freilich müssen dann alle, auch die klassischen Philologen, germanistische Kollegien gehört haben, um neben lateinischer deutsche Stilistik zu lehren. Schröder berichtet, daß einst der Vertreter des Kriegsministers, Major Fleck, geklagt habe: „Der Offizier muß des Wortes mächtig sein, wenn er der Erzieher der Mannschaften sein soll! In den höheren Stäben und in der Kriegsakademie muß es Offiziere geben, die im Stande sind, kriegswissenschaftliche Dinge in knapper, fesselnder und überzeugender Form darzustellen! Endlich hat der Führer im Felde heute mehr als vordem selber zu urtheilen, selber zu entscheiden. Da gilt es meist in kurzer Zeit seine Anordnungen kund zu geben, und das muß wieder in knapper, erschöpfender und jeden Zweifel ausschließender Weise geschehen." Schröder knüpft daran folgende Bemerkung: „Das sind einleuchtende, doch in weiten Kreisen ziemlich unbekannte Gesichtspunkte. Was den meisten als guter Stil erscheint, das ist ja in Wahrheit oft nur verblümter Unsinn. Diesem Aberglauben zu steuern, ist dem Gymnasium bis jetzt nicht sonderlich gelungen, ja man hat es angeklagt, den Unrath hier und da noch künstlich vermehrt zu haben. Auf den Unterricht im Deutschen ist unter allen Umständen der größte Nachdruck zu legen, die Stundenzahl soweit thunlich zu vermehren, vor Allem aber die Vervollkommnung des deutschen Ausdrucks in allen Lehrstunden und insbesondere bei der Uebersetzung aus den fremden Sprachen zu erstreben. Der Herzschlag jedes Unterrichts soll deutsch sein und Deutsch im Mittelpunkte des gesammten Unterrichts stehen, auch wenn in Prima keine Stunde deutschen Unterrichts gegeben werden sollte." Wir unterschreiben jedes Wort.

Goldfliege. Roman von R. Freiherr von Seydlitz. Mit Illustrationen von F. Wahle. (München, Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co.) Nach dem Vorgange von Bonz & Co. in Stuttgart ist mit diesem Unternehmen in Deutschland der erste größere Versuch gemacht, den modernen Roman in der Art der Collection Guillaume in illustrirter Form vor das Publikum zu bringen. Die Illustrationen sind weit entfernt von der Schablone gewöhnlicher Textilluſtrationen; sie geben vielmehr eine Reihe künstlerisch ausgeführter Miniaturen und vermitteln so von Seite zu Seite dem Leser einen Einblick in die Sphäre der Erzählung, während sie für die Hauptfiguren der Handlung charakteristische Typen schaffen. Der Roman selbst ist Dutzendwaare, leicht entworfen und flott geschrieben, ohne höhere literarische Ansprüche.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

J. J. Tascher's Verlag (A. Gerle), Kaiserslautern.

Die vorige und die kommende Revolution.

Eine Vorlesung aus Anlaß des französischen Revolutions-Jubiläums dem deutschen Volke gehalten von

Otto Fleischmann.

M 2.80.

Ein ebenso zeitgemäßes, wie wichtiges Buch!

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Houston Stewart Chamberlain

Das Drama Richard Wagners

Eine Anregung.

VIII, 144 S. gr. 8°. *M* 3.—, fein geb. *M* 4.—.

Ein Buch, das den ernsten Wagnerfreunden empfohlen werden darf. Die Schrift ist keine Biographie noch eine andere Verherrlichung Bayreuths. Ernst und sachlich giebt der Verfasser das Material zur aethetisch kritischen Würdigung Wagners.

Die Gegenwart Nr. 36.

Von dieser **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Der schwarze Tod,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann. Durch eine starke Erhöhung unserer Auflage sind wir künftig in den Stand gesetzt, der sich immer mehr steigernden Nachfrage nach einzelnen unserer **allwöchentlichen**

Caliban-Nummern

jederzeit entsprechen zu können.

Verlag der Gegenwart.

Soeben erschien:

Berlin.

Roman von

Paul Heyse.

8 Bände, geheftet 12 M., gebunden 15 M.

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin W. 64.

Verlag von LEOPOLD VOSS in HAMBURG, Hohe Bleichen 18.

Soeben erschien:

Vorlesungen

über die

Menschen- und Thierseele.

Von

Wilhelm Wundt.

Zweite umgearbeitete Auflage.

M 10.—, eleg. geb. *M* 12.50.

Die neue Auflage ist eine ***völlige Neubearbeitung*** *des Werkes, wie sie durch die Fortschritte der Wissenschaft, deren Entwickelung wir in erster Linie gerade den Arbeiten Wundts verdanken, geboten war.*

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Wassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

= Soeben beginnt zu erscheinen =

in zweiter, gänzlich neubearbeiteter Auflage:

BREHMS

Volks- und Schulausgabe

von Richard Schmidtlein.

TIERLEBEN

Mit 1300 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Chromotafeln.

52 Liefg. zu je 50 Pf. = 3 Halbfranzbde. zu je 10 Mk.

Die erste Lieferung zur Ansicht. — Prospekte gratis durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Abonnement

auf das

IV. Quartal 1892.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 40 beginnt das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.